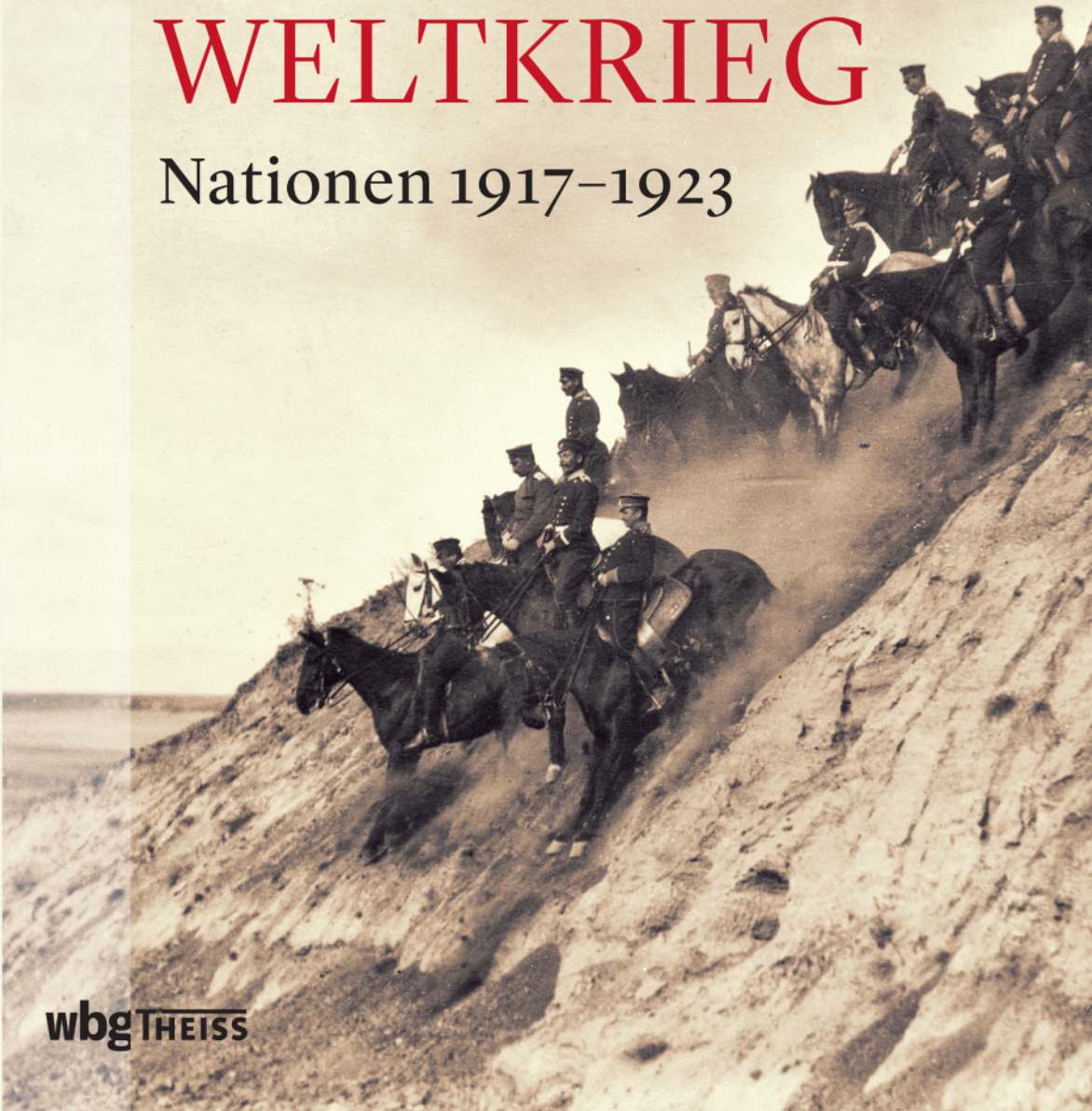
Włodzimierz Borodziej
Maciej Górny

DER VERGESSENE WELTKRIEG

Nationen 1917–1923



wbg Theiss

Włodzimierz Borodziej, Maciej Górny

Der vergessene Weltkrieg Europas Osten 1912–1923

Band II – Nationen
1917–1923

Aus dem Polnischen
von Bernhard Hartmann

wbg Theiss

Die polnische Originalausgabe von Bd. 2 erschien unter dem Titel
„Nasza wojna. Narody 1917–1923“ im Verlag Grupa Wydawnicza Foksal.
© by Grupa Wydawnicza Foksal

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg
© 2018 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Lektorat: Dirk Michel, Mannheim
Layout und Satz: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Umschlagabbildung: Bulgarische Offiziere im Manöver. Foto: © bpk/Musée Nicéphore Niépce,
Ville de Chalon-sur-Saône/adoc-photos
Umschlaggestaltung: Harald Braun, Helmstedt
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3820-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3888-4
eBook (epub): 978-3-8062-3915-7

Inhalt

Einleitung:
Die Februarrevolution – drei Revolutionen 7

I GIGANTEN UND PYGMÄEN **21**

Kapitel 1 Gemeinsam und getrennt – die Ethnisierung der Armee 22
Kapitel 2 Kriege (1917–1923) 76
Kapitel 3 Kriege der Nationen 133

II KALEIDOSKOP **201**

Kapitel 1 Soziale Konflikte 202
Kapitel 2 Transformation 287

III MAFIA **351**

Kapitel 1 Nationalbewegungen 352
Kapitel 2 Der „Krieg der Geister“ im Osten 374
Kapitel 3 Die Pariser Konferenz und der Vertrag von Versailles 405
Schluss Gewinner und Verlierer 451

ANHANG **481**

Karten 482
Verzeichnis der Exkurse 485
Abbildungsnachweis 485
Anmerkungen 486
Verzeichnis der benutzten Literatur 521
Personenregister 540

Einleitung: Die Februarrevolution – drei Revolutionen

Gavrilo Princip starb langsam und unter Qualen. Der Mörder Franz Ferdinands zeigte vor dem k. u. k. Gericht keine Reue. Er bedauerte lediglich den Tod der Erzherzogin. Das Gericht betrachtete ihn als nicht volljährig und verurteilte ihn „nur" zu 20 Jahren schwerer Zwangsarbeit in der Kleinen Festung Theresienstadt. Seine Strafe verbüßte Princip in einer feuchten Einzelzelle, an eine Wand gekettet und isoliert von der Außenwelt. Die Tuberkulose, mit der sich vermutlich schon früher infiziert hatte, schritt rasch voran. Man amputierte ihm einen Arm. Am 28. April 1918, also noch vor Kriegsende, starb Princip im Alter von 24 Jahren. Er wusste nicht, dass er eine Lunte entzündet hatte, die halb Europa in die Luft jagen sollte.

Am 21. November 1916 starb mit 87 Jahren Kaiser Franz Joseph I., der 68 Jahre geherrscht hatte. Am 30. November wurden seine sterblichen Überreste in einem Trauerzug zunächst in den Stephansdom und anschließend in die Grabstätte der Habsburger, die Kapuzinergruft, überführt. Nicht nur die Anhänger der Monarchie fühlten sich verwaist. Der spätere sozialdemokratische Bundeskanzler Bruno Kreisky (er übernahm das Amt 1970), der damals fünf Jahre alt war, behielt von dem Begräbnis ein Gefühl von Einsamkeit und Leere im Gedächtnis.

Niemand konnte sich an einen anderen Herrscher erinnern. Auf dem Sterbebett soll der Kaiser seinem Kammerdiener die Sorge anvertraut haben, dass sein Tod auch das Ende der Monarchie bedeuten könnte. In der Tat hätte sein Nachfolger Karl I. (boshafte Zungen ergänzten: „und Letzte"), selbst wenn er ein politisches Genie gewesen wäre, kaum eine Chance gehabt, das Habsburgerreich zu retten.

In Berlin war es Wilhelm II. in den 28 Jahren seiner Herrschaft gelungen, alles zu ruinieren, was er nur anfasste. Von Beginn an stand der Hohenzoller im Schatten des beliebten Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg (ab August 1916 Chef der Obersten Heeresleitung) und dessen Stellvertreter Generalmajor Erich

Die Anbringung des Schriftzugs „Dem Deutschen Volke“ an der Reichstagsfassade.

Ludendorff. Wilhelm wusste, dass er bei seinen gelegentlichen Besuchen im Hauptquartier „nur der Adjutant von Hindenburg“ war und nichts zu sagen hatte.

Zeitgleich mit dem Tod seines Wiener Partners sah sich Wilhelm II. zu einem symbolischen politischen Zugeständnis gezwungen, gegen das er sich mehr als 20 Jahre lang ebenso verbittert wie sinnlos gewehrt hatte: Für die Westfassade des 1894 eröffneten Reichstagsgebäudes war von Anfang an die Widmung „Dem deutschen Volke“ vorgesehen gewesen. Wilhelm hatte die Anbringung des Schriftzugs verhindert, weil er die symbolische Aufwertung des Souveräns als Einschränkung seiner monarchischen Prärogative ansah. Nach mehr als zwei Kriegsjahren, in denen seine Person an Bedeutung verloren hatte, gab er den Widerstand auf. Er hoffte, freilich vergebens, auf diese Weise die Linke und das Zentrum besänftigen zu können.[1]

Noch schlimmer erging es dem russischen Zaren. Nikolaus II. regierte fast genau so lange wie sein Berliner Cousin, seit 1894. Während der Moskauer Krönungsfeierlichkeiten zwei Jahre später – gemäß dem Geist der damaligen Zeit

wollten die Zaren das Volk in die religiös legitimierte Zeremonie einbeziehen – kam es zu einer Massenpanik mit fast 1400 Toten. Und es wurde nicht besser. Russland verlor den Krieg gegen Japan, in den Revolutionen der Jahre 1905–07 starben Zehntausende. Als Reaktion errichtete der Zar die Fassade einer pseudokonstitutionellen Monarchie, doch das Parlament (die Duma) hatte keinen echten Einfluss auf den Staat. Nach der Niederlage von Gorlice-Tarnów 1915 verfiel Nikolaus II. auf eine noch schlechtere Idee: Gegen den Rat seiner Minister und Generäle erklärte er sich zum Oberbefehlshaber. Von nun galt er nicht mehr nur als unfähiger Herrscher, sondern wurde auch für die Niederlagen an der Front verantwortlich gemacht.

In den ersten Kriegsjahren vollbrachte Russland eine gigantische Leistung, indem es seine Rüstungsproduktion vervielfachte. Zugleich schrumpfte die Agrarproduktion um ein Fünftel – etwa die Hälfte aller Bauern und Landarbeiter wurden eingezogen; sie stellten die eindeutige Mehrheit der Rekruten. Bis Ende 1916 fielen oder starben infolge von Verwundungen und Krankheiten 1,7 Millionen Soldaten, acht Millionen wurden verwundet oder erkrankten, 2,5 Millionen (darunter mehrere Zehntausend Deserteure) gerieten in Gefangenschaft. Das Land musste sechs Millionen Flüchtlinge und Deportierte aus den westlichen Teilen des Imperiums aufnehmen. Ab 1916 funktionierte die Versorgung der Stadtbevölkerung immer schlechter, Arbeiter und Arbeiterinnen fühlten sich ausgebeutet – zumal im Vergleich zu den vier Millionen mittelbar oder unmittelbar bei der Militärverwaltung Beschäftigten, die im russischen Hinterland ein gefahren- und hungerfreies Leben führten. Die Ineffizienz der Verwaltung, die sprichwörtliche Korruption, die Inflation und der Mangel an Nahrungsmitteln verschärften den sozialen Konflikt, mit dem ein ebenso grundlegender Streit um das Zarentum und somit um die Staatsform einherging.

Es ist schwierig, zu sagen, was dem Imperium letztlich am meisten schadete: das archaische System, die unfähige Verwaltung, die Persönlichkeit des Monarchen oder die seiner Gattin. Als Oberbefehlshaber hielt sich Nikolaus II. meist im Truppenhauptquartier in Mogilew auf, seine Gemahlin Alexandra Fjodorowna, geborene Alix von Hessen-Darmstadt, blieb in Petersburg zurück. Die fromme, von Nikolaus aufrichtig geliebte Deutsche hatte vier Töchter und einen Zarewitsch zur Welt gebracht, der freilich an der im Haus Battenberg erblichen Hämophilie litt. Jede Verletzung bedeutete für den Thronfolger Lebensgefahr. Die Ärzte waren ratlos. Hilfe brachte Grigori Jefimowitsch Rasputin, ein aus Sibirien gekommener Prediger und Wunderheiler, ein Betrüger mit dem Charisma eines Heiligen. Unmittelbar nach Rasputins Ankunft am Hof kamen Gerüchte über

eine intime Beziehung zwischen der Zarin und dem Scharlatan auf. Nach Nikolaus' Umzug nach Mogilew wurden sie zur gängigen Erklärung für die Misserfolge an der Front: Schuldig waren der Gesandte des Satans und die Deutsche, der Zar war nur eine Figur in ihrem Spiel.[2] Am 1. November 1916 hielt Pawel Miljukow, der Vorsitzende der Konstitutionell-Demokratischen Partei in der Duma eine sorgfältig vorbereitete Rede. Er präsentierte eine lange Reihe von Beispielen für Inkompetenz und Korruption in der Verwaltung, für Versäumnisse und unverständliches Handeln der Regierung sowie für die merkwürdigen Zustände bei Hof. Nach jedem einzelnen Fall stellte er die rhetorische Frage: „Ist dies nur Dummheit oder Verrat?" Die Liberalen waren mit ihrer Kritik an den herrschenden Verhältnissen nicht allein. Auch die Generalität, der Hof und konservative Politiker beklagten die Unfähigkeit des Herrschers. Einen Monat nach der Beisetzung Franz Josephs I. entschlossen sie sich, zu handeln: Sie ermordeten Rasputin. Doch es war zu spät. Die Abrechnung am Hof interessierte die hungernden Arbeiter in Petersburg und Moskau, die Millionen Flüchtlinge und die Millionen Soldaten nicht mehr.

Der Zar reagierte nicht auf die Ermordung des angeblichen Liebhabers seiner Gattin und verlor damit den letzten Rest Autorität. Am 23. Februar 1917 verwandelte sich ein Marsch anlässlich des Internationalen Frauentags in eine mächtige Demonstration. Tausende hungernde Arbeiterinnen, vor allem aus dem Petersburger Industriebezirk, protestierten gegen Teuerung und skandalöse Versorgungslücken. Am Anfang ging es um das sprichwörtliche Brot, doch diesmal war es keiner der „Weiberaufstände", die im Vorjahr oft durch die russischen Städte gezogen waren. In diesem Jahr riefen die Demonstrantinnen: „Nieder mit dem Zarentum", Dann ging alles sehr schnell: Die Polizei war hilflos, die Armee stand Gewehr bei Fuß oder – in seltenen Fällen – schoss, was die Situation nur verschlimmerte. Am 27. Februar schloss sich ein Teil der Einheiten in Petrograd den Protestierenden an. Am Morgen waren es eine einige Tausend Rebellen – „Bauern in Soldatenmänteln" –, am Abend fast 70000. Am darauffolgenden Tag verweigerte fast die gesamter Petrograder Garnison den Gehorsam. Nach fünf Tagen mit Demonstrationen, Streiks und Unruhen trat die Regierung zurück. Die Macht übernahm ein provisorisches Dumakomitee, parallel dazu entstand der von Vertretern linker und linksextremer Parteien dominierte Petrograder Arbeiter- und Soldatenrat.

Auch in anderen Industriezentren wurde immer häufiger gestreikt. Die Arbeiter forderten Brot (und nahmen es sich, indem sie Bäckereien plünderten), liberale und linke Politiker Demokratie und alle gemeinsam Frieden. Der Zar versuchte den wachsenden Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken, doch nicht nur in Pe-

trograd weigerte sich die Armee, auf Demonstranten zu schießen. Selbst in den Eliteregimentern – oder vielmehr dem, was von ihnen im dritten Kriegsjahr übrig war – mussten die Offiziere um ihr Leben fürchten, wenn sie die Soldaten gegen sich aufbrachten. In den ersten Märztagen irrte der Zar mit dem Zug durchs Land. Plötzlich war Russland für seinen Herrscher unbefahrbar. Am 15. März (nach gregorianischem Kalender) dankte er ab, nachdem er begriffen hatte, dass die Generalität weder willens noch in der Lage war, seine Befehle auszuführen. Sein Bruder, Großfürst Michail Alexandrowitsch, lehnte die Krone ab. Damit endete nach über 300 Jahren Romanow-Herrschaft die Monarchie in Russland.

Wir schreiben hier keine Geschichte der russischen Revolutionen des Jahres 1917. Zu deren Ursachen haben ältere Kollegen einige überzeugende Theorien entwickelt. Erstens fiel das zaristische Russland nicht unter der Last der militärischen Niederlagen. An der türkischen Front – und die Türken waren kein leichter Gegner, wie die westlichen Alliierten bei Gallipoli erfuhren – errang die russische Armee auch 1916 Siege. Zweitens war nicht der Mangel an Nahrungsmitteln entscheidend, sondern ihre Verteilung (darauf gehen wir in diesem Band ausführlicher ein). Drittens stürzte das Zarentum nicht nur im übertragenen Sinn über den Krieg. Millionen von Bauern (um die 85 Prozent der russischen Bevölkerung lebte noch immer auf dem Land) lernten als Soldaten eine andere Welt kennen als die eigene Gemeinde, aus der ihre Vorfahren nie herausgekommen waren. Diese Erfahrung öffnete neue Horizonte. Vieles wurde möglich, was bis dahin unvorstellbar war, auch eine Welt ohne Herren, Offiziere, letztlich auch ohne Zaren. Viertens könnte man für die politische Situation in Russland an der Jahreswende 1916/17 von einer doppelten Polarisierung sprechen: zum einen zwischen Zarentum und Duma als Plattform der liberalen Opposition sowie zum anderen zwischen der liberalen Opposition (die lediglich einige Prozent der erwachsenen Männer und Frauen repräsentierte) und dem ausgehungerten bäuerlichen, soldatischen und proletarischen Rest des Landes, der im Gefühl des Unrechts und in existenzieller Bedrohung lebte.

Vorerst übernahmen die republikanischen Dumaabgeordneten die Macht. Ihr Gesicht war für einige Monate der linksliberale Anwalt Alexander Kerenski, ein ausgezeichneter Redner, der als Verteidiger in den Prozessen gegen die Teilnehmer der Revolution von 1905 berühmt geworden war. Die erste russische Revolution weckte im Land Hoffnungen, wie sie sonst selten mit politischen Umstürzen einhergehen. Die Menschen erwarteten, dass in Russland endlich Ordnung einkehren werde. Doch die Wiederherstellung eines elementaren Vertrauens in den Staat war nicht die einzige Herausforderung, vor der die russi-

schen Liberalen standen. Vor allem dauerte der Krieg immer noch an. Kerenski stand vor ebenso unlösbaren Aufgaben wie Kaiser Karl I. in Wien. Russland war auf die Hilfe der Verbündeten angewiesen, die nichts von einer Übereinkunft mit den Mittelmächten wissen wollten. Im Juni 1917 befahl Kerenski als Kriegsminister eine Offensive an der Westfront. Das Ziel war Lemberg. Die sogenannte Kerenski-Offensive endete mit einer vorhersehbaren Niederlage, die sich dieses Mal nicht an der Anzahl der Getöteten, Verwundeten und Gefangenen bemaß, sondern am enormen Ausmaß von Befehlsverweigerung und Desertionen.

Am besten schlug sich auf russischer Seite eine Brigade tschechoslowakischer Freiwilliger. Sie wussten, wofür sie kämpften und zeigten etwa in der Schlacht von Zborów die entsprechende Motivation, die den kriegsmüden Rekruten abging. Der spätere Präsident der kommunistischen Tschechoslowakei, Klement Gottwald, gehörte damals zu den k. u. k. Rekruten, einer seiner Stellvertreter, Ludvík Svoboda, zu den siegreichen Legionären. Die Schlacht bei Zborów war, wiewohl vom Ausmaß her wenig beeindruckend, vielleicht das wichtigste Ereignis der Kerenski-Offensive: Für die künftige Tschechoslowakei wurde sie zu einem Gründungsmythos, für die Habsburgermonarchie war sie der letzte Beweis für die Untreue der Tschechen.

Für Russland wurde die Kerenski-Offensive zu einem von mehreren Sargnägeln. Die Armee fiel auseinander. Im Juli organisierte die Linke einen Putsch gegen die Regierung. Die Liberalen verteidigten mit letzter Kraft ihre Macht; sie ließen auf die Demonstranten schießen. Am 21. Juli wurde Kerenski Ministerpräsident eines nur noch theoretisch existierenden Staates. Zum Oberbefehlshaber ernannte er General Lawr Kornilow. Dieser unternahm fünf Wochen später einen Putschversuch, der scheiterte.

Es kam ein gigantischer Mechanismus in Gang, der unzählige menschliche Existenzen vernichtete. Ab dem Sommer 1917 gingen die Generäle gegen das rebellierende Volk vor. Sie säten Tod und Zerstörung. Sie mobilisierten kleinere oder größere Armeen; immer verloren sie. Keine Generalität, nicht einmal die psychisch so labile österreichisch-ungarische, verzeichnete in dieser Zeit eine höhere Selbstmordrate als die russische. Und ihre Untergebenen, meist frischgebackene Oberleutnants ohne Autorität bei Unteroffizieren und Rekruten, starben wohl ebenfalls häufiger durch einen Schuss in den Rücken als durch die Kugel eines Feindes.

Fern von Petersburg, wo der Bürgerkrieg später oder deutlich später einsetzte, sahen die Dinge natürlich anders aus. In der Provinz verlief das Leben bis Anfang März normal. Die Hauptstadt schien unendlich weit weg. In der Gouvernements-

hauptstadt Pensa bemerkte der Gymnasiast Igor Newerly erst am Morgen des 4. März auf dem Weg zur Schule,

> [...] dass etwas anders war als sonst. Ich blieb stehen, schaute mich um und begriff: Muganow war fort. Dieser Muganow [...] stand hier, seit ich denken konnte, unerschütterlich und erhaben, wie ein Wappen, ein Zeichen der Ordnung, ein grobschlächtiger, wachsamer Gorodowoj mit seiner Schaschka in der schwarzen Scheide und seiner Pfeife an der roten Schnur. Er war Teil der Landschaft zwischen Bank und Ecke Sadowa, sein Fehlen frappierte, als wäre die Staatsbank verschwunden oder als hätte sich die Straße gewölbt.
>
> Während ich überlegte, was mit unserem Schutzmann geschehen war, lief ich weiter, doch auch an der nächsten Ecke stand kein Polizist. Das überstieg nun jegliche Vorstellung, sie konnten ja nicht alle betrunken oder krank sein.[3]

Der Gymnasiast lief durch die leeren Straßen zum Gouverneurspalast.

> Dort stand eine Menge, wie ich noch keine gesehen hatte, Soldaten, Schüler, Eisenbahner, Markthändler, Arbeiter, Beamte, Frauen und Mädchen, Junge und Alte, alle standen dicht gedrängt vor dem Haus des Gouverneurs, und lauschten gebannt einem Mann in offenem Mantel. Er sprach vom Balkon zu ihnen, und als er am Ende seiner Rede die Arme ausstreckte, als wolle er etwas ungeheuer Großes umfassen – ertönte ein Schrei wie nicht von dieser Welt. Mützen flogen in die Luft, die Menschen umarmten und küssten sich, aber nicht wie zu Ostern bedächtig und feierlich, sondern wie wild durcheinander in ungestümer, wahnsinniger Erregung.[4]

Die Eruption der Freiheit sah in vielen Städten ähnlich aus wie in Pensa; plötzlich erschien eine Vielzahl von Zeitungen. Newerly erinnert sich:

> [...] ich konnte lesen und lesen, die Leute berauschten sich am freien Wort, sie schwelgten in der unabhängigen Presse, wer wollte und es sich leisten konnte, gab eine Zeitschrift heraus, also erschienen Politik-, Gesellschafts-, Literatur-, Arbeiter-, Volks-, Jugend- oder Regionalmagazine, elitäre, apolitische, mystische und frivole wie die Wenera, die Schukschin herausgab, weil er drei Buden mit Kwas und Zigaretten besaß [...]. Im Frühjahr ’17 gab es nichts als Freude, man feierte gleichsam das unbefleckte Fest der Befreiung, den fantastischen Sieg des neuen Lebens ohne Kämpfe und Opfer, ohne Terror, ohne die Aufwallung niederer Instinkte – so eine Revolution, hieß es, hat die Welt noch nicht gesehen![5]

Newerly – Enkel eines hohen zaristischen Beamten – beschreibt ausführlich die dramatischen Diskussionen zwischen jungen Linken über die Legitimität von Gewalt, dem kürzesten Weg zur Freiheit. Diese Option propagierten seit Jahren die Bolschewiki, die 1917 in den Arbeiter-und-Soldaten-Räten immer sichtbarer wurden und sich als Alternative zur Regierung der Liberalen à la Kerenski anboten.

Der Bedeutungszuwachs des radikalsten Flügels der russischen Linken erklärt sich unter anderem aus der Rolle des politischen Terrors, der gegen besonders exponierte Gegner ausgeübt wurde. Nicht von ungefähr begann der Krieg mit Gavril Princips Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo. Drahtzieher war nach allgemeiner Auffassung Oberst Dragutin Dimitrijević (der wegen seiner mächtigen Erscheinung nach dem heiligen Stier der ägyptischen Mythologie „Apis" genannt wurde), Chef des serbischen Geheimdienstes, besser bekannt aber als Anführer der Organisation *Ujedinjenje ili smrt* (Vereinigung oder Tod), einer Geheimgesellschaft serbischer Offiziere, die für die Ermordung von König Aleksandar Obrenović und dessen Frau 1903 verantwortlich war. Die Schwarze Hand, wie man die Gesellschaft nannte, pflegte auch während des Kriegs die Rituale der Konspiration: geheime Treffen und für Nichteingeweihte unverständliche Symbole. Das war allerdings nicht die Ursache für Apis' Untergang. Es ging um die Macht, besser gesagt um die Angst vor Machtverlust. Apis hatte die Unterstützung der begabtesten Generäle, darunter Stepa Stepanović, der Stabschef des Woiwoden Putnik und Architekt der wichtigsten serbischen Erfolge in den Feldzügen von 1914. Der Regent Aleksandar Karadjordjević war nach Serbiens Niederlage 1915 nicht bereit, Strukturen zu tolerieren, die wir heute als „tiefen Staat" bezeichnen würden. Schon vor dem Krieg hatte er in der Armee eine eigene Organisation gegründet: die Weiße Hand.[6] 1917 fanden sich plötzlich Belege für angebliche Vorbereitungen zu einer weiteren Verschwörung der Schwarzen Hand, dieses Mal gegen den Regenten. Apis und zwei andere Offiziere wurden in Saloniki zum Tod verurteilt. Das Urteil wurde sofort vollstreckt. Ein Mitglied des Exekutionskommandos erinnerte sich an die würdige Haltung der Opfer des politischen Mordes. Nach eigener Aussage verlangte er von seinem Kommandeur, nie wieder zu einer solchen Aufgabe bestimmt zu werden. Der Kommandeur soll geantwortet haben, auch ihm sei die Vollstreckung schwergefallen.[7]

Eine andere Szene spielte sich am 21. Oktober 1916, einen Monat vor dem Tod Franz Josephs I., im Restaurant des Wiener Hotels Meissl & Schadn ab. Dort wurde der seit 1911 amtierende cisleithanische Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh, einer der für den Selbstmord der Imperien im Sommer 1914 verantwortlichen älteren Herren, beim Mittagessen von dem Sozialisten Friedrich Adler, dem

Sohn des legendären österreichischen Sozialdemokraten Victor Adler, erschossen. Adler war ein talentierter Physiker, bis 1911 hatte er in der Schweiz gelebt; Albert Einstein sah in ihm seinen Nachfolger am Lehrstuhl für theoretische Physik an der Universität Zürich. Adler kehrte jedoch nach Österreich zurück und engagierte sich in der sozialistischen Partei. Als radikaler Pazifist fühlte er sich dort nach Kriegsbeginn isoliert, denn er lehnte jeden Kompromiss mit dem sinnlos Krieg führenden Staat ab, dessen Justizsystem er für ein Gewaltmittel der Herrschenden gegen das Volk hielt. Vor Gericht attackierte er die Monarchie ebenso scharf wie die sozialdemokratische Partei. Er sprach vom „Gefühl der Schande, Österreicher zu sein". Den Krieg hielt er wie die Revolution für etwas „Untermenschliches": „Solange es nötig ist, Menschen zu töten [...], solange leben wir in einer Welt der Barbarei, der Untermenschlichkeit." Der junge Adler hatte mehr Glück als Gavrilo Princip. Er wurde zum Tode verurteilt, aber schnell begnadigt. Von 18 Jahren Haft saß er bis Kriegsende zwei ab.

Der Staatsanwalt erinnerte an die Jahre in der Schweiz, in denen der Angeklagte „von Anbeginn in steter und innigster Berührung mit Umstürzlern aller Parteischattierungen aus allen europäischen Staaten [stand]. Den russischen Sozialistenkreisen entstammt seine Lebensgefährtin."[8] Der Staatsanwalt irrte. Die Russin war ein für den Prozess belangloses, wiewohl gut in die Kriegspropaganda passendes Requisit. Adlers Kontakte zu „Umstürzlern aller Parteischattierungen aus allen europäischen Staaten" waren hingegen eine Tatsache.

Dies ist kein Buch über die radikale europäische Linke vor dem und im Ersten Weltkrieg, doch ist es aufschlussreich, an vergessene Beziehungen zu erinnern, die durch den späteren Sieg der Bolschewiki in Russland gleichsam annulliert wurden. In dieser bis heute ungeschriebenen Geschichte war Galizien ebenso wichtig wie die Schweiz. Felix Dserschinski und Józef Piłsudski, zwei Söhne litauischer Grundbesitzer, fanden zur selben Zeit als von den zaristischen Behörden verfolgte Sozialisten Asyl im k. u. k. Krakau. Sie lebten nur ein paar Straßen voneinander entfernt. Wladimir Lenin – wie Kerenski Sohn eines hohen russischen Bildungsbeamten – spazierte damals mit Kazimierz Dłuski, einem Sozialisten, Arzt und Sozialaktivisten aus Zakopane sowie Schwager von Marie Skłodowska-Curie, durch die Tatra. Dłuski wiederum war ein alter Bekannter Roman Dmowskis, des Vordenkers der polnischen Rechten, der ein Vierteljahrhundert zuvor dem Sozialismus nahegestanden hatte. Im Hintergrund dieses uneinheitlichen Bildes taucht auch ein gewisser Josef Wissarionowitsch Stalin auf – er verwendete damals andere Namen –, der regelmäßig Lenin beim Schach ausgenommen haben soll.

Außerhalb des polnisch-russischen Kontextes steht Leo Trotzki (als Lew Dawidowitsch Bronstein in der Ukraine geboren). Als der Krieg ausbrach, floh er nach Wien, wo er – von Geheimdienstlern beobachtet – im Kaffeehaus Gäste empfing. Er ging in die Schweiz. Als man den k. u. k. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf vor russischen Revolutionären warnte, soll dieser erwidert haben: „Und wer soll diese Revolution machen? Etwa der Herr Bronstein aus dem Café Central?"

Im Frühjahr 1917 änderte sich binnen weniger Tage alles. Am 6. April erklärten die USA als Reaktion auf deutsche U-Boot-Angriffe im Atlantik Deutschland den Krieg. Am 9. April stiegen Lenin und 31 andere politische Emigranten in Zürich in den Zug. Der Waggon wurde plombiert. Das deutsche Auswärtige Amt glaubte, die Rückkehr der Revolutionäre werde Russland den Verbleib in der Entente zumindest erschweren oder sogar zum Austritt des Landes führen. So kam es. Lenin gelangte über Deutschland, Schweden und Finnland nach Petrograd. Im Zug formulierte er die damals tragfähigsten Ideen: Die Arbeiter sollten die Macht in den Fabriken übernehmen, die Bauern das Land und Russland sollte die Entente verlassen und damit den unsinnigen Krieg beenden. Das Auswärtige Amt konnte zufrieden sein.

Nach dem Fiasko der Kerenski-Offensive im Juli überschätzten die Bolschewiki ihren Einfluss. Der erwähnte Putsch scheiterte. Lenin musste nach Finnland fliehen. Stalin soll ihm den Bart abrasiert haben. Er kehrte im Oktober zurück, als die Macht auf der Straße lag. Nach einem halben Jahr Chaos, Hunger und der Doppelherrschaft von vorläufiger Regierung und Arbeiter-und-Soldaten-Räten glaubte niemand mehr an Kerenski. In der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober (7.–8. November) übernahmen die Bolschewiki die Macht in Petrograd. Sie besetzten das Winterpalais und verhafteten die Minister der Provisorischen Regierung. Kerenski war kurz zuvor geflüchtet.

Nach der Machtübernahme erließen die Bolschewiki eine Reihe von Dekreten: über einen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen, über den Landbesitz (Legalisierung der Übernahme von Grundvermögen durch die Dorfkomitees), über das Selbstbestimmungsrecht der Völker Russlands, über die Übernahme der Fabriken durch Arbeiterkomitees, über die Konfiskation des Kirchenvermögens und die Ersetzung des julianischen Kalenders (gemäß dem wir von der Oktoberrevolution sprechen, obwohl sie im November stattfand) durch den gregorianischen. Die einzigen freien Wahlen in Russland gewannen Ende November zwar die Sozialrevolutionäre, die mehr als die Hälfte der Mandate errangen (Lenins Partei nicht ganz ein Viertel), doch das Ergebnis war irrelevant.

Russland trat aus dem Krieg aus und die Bolschewiki hatten nicht vor, die einmal eroberte Macht abzugeben. Am 15. Dezember 1917 trat der Waffenstillstand an der deutsch-russischen Front in Kraft; die Soldaten hatten ohnehin seit vielen Wochen nicht mehr auf den Gegner geschossen. Als Anführer der bolschewistischen Delegation vertrat Trotzki bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk den Ansatz „weder Krieg noch Frieden" und verweigerte die Unterzeichnung eines Friedensvertrags. Doch die Mittelmächte wussten, wie schwach der Gegner war. Am 17. Februar 1918 erklärten sie den Waffenstillstand für beendet, ihre Truppen rückten nach Osten vor.

In Brest-Litowsk übertrafen sich beide Seiten mit Argumenten zum Selbstbestimmungsrecht der Völker. US-Präsident Woodrow Wilson hatte es am 8. Januar 1918 in einer Rede vor beiden Kammern des Kongresses zur Grundlage eines Friedens in Europa erklärt. Die Bolschewiki propagierten das Selbstbestimmungsrecht seit Kriegsbeginn. Während der Brest-Litowsker Verhandlungen sahen sie darin richtigerweise ein Instrument zur Zerschlagung der Habsburgermonarchie, das Deutschen Reich betrachtet es als Mittel zur Vernichtung des Romanow-Imperiums.

Im kleinen Maßstab ließ sich das Selbstbestimmungsrecht ebenso flexibel gestalten. Ungefähr zum Zeitpunkt von Piłsudskis Rückkehr nach Warschau besetzte am 10. November 1918 ein polnischer Oberleutnant mit einer Handvoll Soldaten das slowakische Dorf Suchá Hora. Eine Woche danach erschienen

> begleitet von fünf Gendarmen der Starost und der Kommandeur der örtlichen Einheit der ungarischen Grenztruppen im Dorf. Die Herren fragten Oberleutnant Legocki, wozu er in die Region Orava gekommen sei. Oberleutnant Legocki erwiderte, er habe befehlsgemäß und im Sinne des Selbstbestimmungsrechts der Völker polnische Ortschaften in der Region besetzt.[9]

Andernorts sah es nicht anders aus: Der Staat, oder genauer gesagt: seine Armee, entschied, wo, wie und wann das Selbstbestimmungsrecht angewandt wurde.

* * *

Mitte der 1980er Jahre untersuchte der ungarische Historiker Tibor Hajdu die Spezifik der Revolution in Ost- und Ostmitteleuropa.[10] In seiner Darstellung handelte es sich um einen vielköpfigen Drachen. Die Revolution bestand aus verschiedenen simultanen Revolten: der pazifistischen, der sozialistischen, der bäuerlichen und der nationalen. Ihre Anfänge liegen jeweils am Beginn der „zweiten

Hälfte“ des Kriegs. Ebenso wichtig ist, dass sie nicht mit dem Ersten Weltkrieg endeten.

Adler war ebenso sehr Anarchist wie Pazifist. In Ostmitteleuropa erfreute sich der Anarchismus weder damals noch später sonderlicher Beliebtheit. Ähnliches galt für den Pazifismus, doch die Erinnerung an die Gemetzel des Ersten Weltkriegs sicherte ihm zumindest eine reflexhafte Sympathie.

Ernst Kantorowicz schrieb 1957 von den zwei Körpern des Königs: dem sterblichen Leib und der symbolischen Verkörperung der Idee der Monarchie.[11] Franz Joseph I., Wilhelm II. und Nikolaus II. ließen unter verschiedenen Umständen diese Idee verwaisen. Und Franz Joseph I. war der einzige der drei Genannten, der sie nicht kompromittierte, wenngleich auch in seinem Fall die Meinungen auseinandergingen.

Ein anderes System musste an die Stelle der Monarchie treten. Vernünftige Historiker mögen derlei Bezeichnungen nicht, doch hier scheint sie angebracht: Obwohl „der vergessene Weltkrieg“ in Osteuropa mit Hilfe unterschiedlichster Surrogate geführt wurde – von Brot aus Sägespänen bis hin zur depravierten Justiz –, konnte er nicht damit enden. Auf internationaler Ebene eröffnete Wilson der Welt radikal neue Perspektiven. Österreich-Ungarn und Deutschland machten in Brest-Litowsk die Idee der Selbstbestimmung zur Karikatur, indem sie sich ein Viertel des Territoriums des besiegten Feindes einverleibten, doch die Menschen bewahrten den Gedanken an eine neue, gerechtere internationale Politik.

Innenpolitisch verbreitete sich die Forderung nach gleichem Wahlrecht. Die Idee einer Demokratie, in der alle Bürger ungeachtet ihrer Ausbildung und ihres Vermögens gleich sind, wurde recht plötzlich konkurrenzlos – zumindest auf dem Papier. Ab 1918 wurden die Stimmen in Gestalt von Wahlzetteln nur noch gezählt, nicht mehr gewichtet. Außer man lebte in einer Diktatur, in der alles egal war.

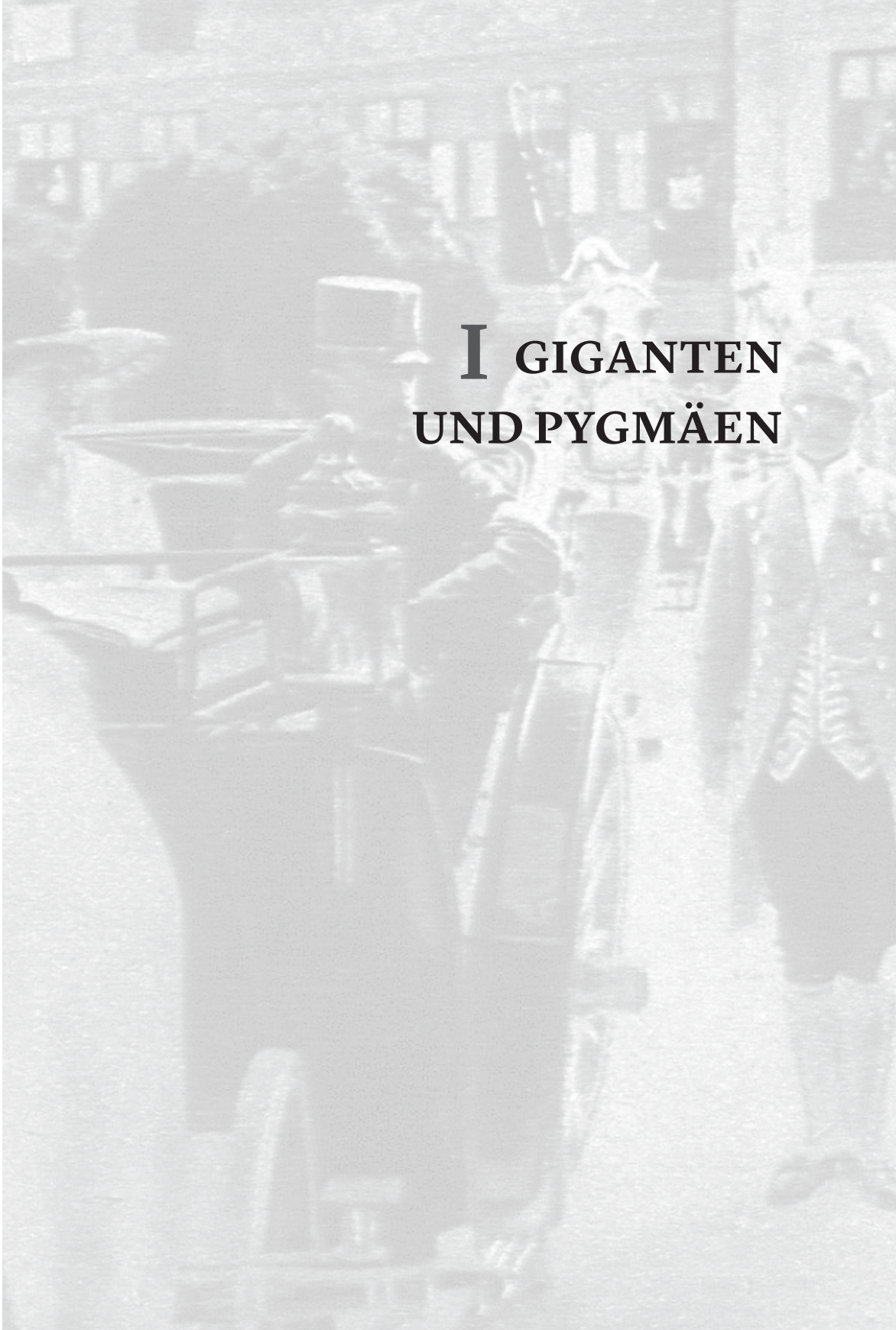
Warum die Idee der Demokratie in Ostmitteleuropa sofort auch die Frauen einschloss, ist schwer zu erklären. Wir versuchen es im Abschnitt *Transformation*, in dem wir vor allem die politische Dimension dieses Prozesses betrachten. Der Krieg, der aus den bisherigen Dienstmägden, den am Herd oder in den Ställen beschäftigten Ehefrauen (und ihren Töchtern, denen außer einer Mitgift nichts zustand), gefragte Arbeitskräfte machte, trug sicher zu seiner Beschleunigung bei – unter anderen Umständen wäre die Entwicklung deutlich langsamer verlaufen. Ein dankbares Forschungsfeld, wenngleich schwer zugänglich, weil in den Quellen die Berichte von Männern dominieren.

Mit der Zerstörung der Ordnung im größten Staat der Welt begannen die Bolschewiki eine Operation von globalem Ausmaß. Sie schufen das Modell einer kleinen Minderheit, die mit Entschlossenheit, charismatischen Führern und dem radikalen Bruch mit der alten Ordnung überall an die Macht gelangen konnte.

Apis fiel einem Justizmord zum Opfer; auch dieses Modell machte Schule, nicht nur in der Zwischenkriegszeit.

Und schließlich unsere titelgebenden „Nationen". Sie traten in dem schmerzlichen und dramatischen Prozess, den wir zu beschreiben versuchen, an die Stelle der Imperien. Sie bilden auch im 21. Jahrhundert das Fundament Europas. Und es ist schwer vorstellbar, dass zu unseren Lebzeiten der Alte Kontinent eine völlig andere Gestalt annehmen könnte.

Im zweiten Band des *Vergessenen Weltkriegs* möchten wir die von Tibor Hajdu aufgezählten revolutionären Phänomene beschreiben und ordnen. Der erste Teil behandelt die neue Art der Kriegführung, die sich in Ostmitteleuropa ab 1917 herausbildete und anschließend alle lokalen Kriege und kleineren militärischen Auseinandersetzungen prägte. Der zweite Teil beschreibt die sozialen Konflikte, die Versuche ihrer politischen Instrumentalisierung sowie auch die Bemühungen um ihre Beilegung. Daraus ergibt sich das Bild einer Systemtransformation, deren Dramatik den Umwälzungen in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan nach 1989 in nichts nachsteht. Der dritte Teil konzentriert sich auf die (meist usurpatorischen) Handlungen der politischen Repräsentanten der Völker Ostmitteleuropas und des Balkans während des Kriegs und nach Kriegsende, als die Grenzen neu gezogen wurden. Der Epilog reicht bereits in die Zwischenkriegszeit hinein, von Interesse sind hier insbesondere die Bereiche, in denen die Nachwirkungen des Kriegs besonders deutlich zu spüren waren.



I GIGANTEN UND PYGMÄEN

Kapitel 1 Gemeinsam und getrennt – die Ethnisierung der Armee

Die wachsende Frustration und Kriegsmüdigkeit in der russischen Armee waren ein zentrales Thema der sowjetischen Geschichtsschreibung. Der Weg zur sozialistischen Revolution war für sie der wichtigste Aspekt dieser Zeit. Nicht nur für sie übrigens – Historiker neigen generell dazu, die Ursachen und Anfänge großer Umwälzungen so früh wie irgend möglich zu erblicken. Wenn es eine Explosion gab, musste zuvor schon etwas geschwelt haben. Für die Februarrevolution drängte sich ein solcher Zugang geradezu von selbst auf. Der sich verschärfende Konflikt zwischen „reaktionären" Offizieren und einfachen Soldaten passte gut ins Bild der rebellierenden Arbeiter und Bauern im Hinterland. Beides schien geradewegs zu den zwei russischen Revolutionen hinzuführen.

Die zur Illustration angeführten Quellen, Briefe, Tagebücher und Fronterinnerungen der Jahre 1916–17 bestätigen auf den ersten Blick diese Interpretation. Zu Ostern 1916 gab es an der Ostfront in noch größerem Umfang Fälle von Verbrüderung zwischen den Soldaten der feindlichen Armeen als ein Jahr zuvor an der Nida. Wo es gelang, die Sprachbarriere zu überwinden, ging der Austausch von Waren oft mit pazifistischen Gedanken einher: „Wir schießen schon das dritte Jahr aufeinander. Vielleicht ist es Zeit, damit Schluss zu machen?" Diese Äußerung eines russischen Soldaten illustriert die zunehmende Ablehnung weiterer Jahre des Kampfes. Kein Wunder, dass die zaristischen Offiziere derartige Begegnungen zu unterbinden versuchten.[1]

Eine aufmerksamere Lektüre vergleichbarer Zeugnisse weckt aber gewisse Zweifel. Natürlich wuchs angesichts der ungeheuren Verluste die Kriegsmüdigkeit in der russischen Armee ebenso wie die Frustration im Hinterland. Die Frage ist aber, ob die Enttäuschung stetig und gleichmäßig anwuchs und auf direktem Weg zum Ausbruch führte. Die schwankenden Stimmungen der Soldaten an der Front, die mal mehr, mal weniger zur Rebellion neigten, lassen etwas anderes

vermuten. Zwar wuchs ihre Anzahl im Vergleich zu Kriegsbeginn, doch 1916 gab es nicht die geringsten Anzeichen für einen Zusammenbruch der russischen Front. Die Fortsetzung der oben zitierten Schilderung eines russischen Soldaten erklärt, warum:

> – Zurück, oder ich lasse schießen ...! – brüllt wütend der Offizier, der aus dem Graben herausschaut.
>
> Die gebeugten Gestalten laufen schnell auseinander ... Wieder herrscht Totenstille, als sei nichts geschehen. Es wächst nur die Wut auf den Offizier, der die so interessante Begegnung [...] beendete.[2]

Das ist nur eines von zahlreichen Beispielen dafür, dass bis zum Frühjahr 1917 die russischen Offiziere ihre Untergebenen noch im Griff hatten. Nach Ansicht vieler Kommandeure hatte sich die Situation sogar etwas verbessert. Die seit Kriegsbeginn im Vergleich zu anderen Armeen hohe Anzahl von Desertionen stieg nicht weiter an, die Maßnahmen zur Stabilisierung der Lage und zur schnelleren Rückführung von Deserteuren an die Front entfalteten die gewünschte Wirkung.[3] Die Versorgung, die sich schon vor der Brussilow-Offensive deutlich verbessert hatte, funktionierte weiterhin viel effektiver als in den ersten zwei Kriegsjahren. Brussilow selbst, der an der Jahreswende 1916/17 viele Fronteinheiten besuchte, bemerkte:

> [...] die Disziplin war noch immer ausgezeichnet und wenn wir nur eine Offensive unternommen hätten, so hätten die Soldaten ihre Pflicht sicher ebenso erfüllt wie 1916.[4]

Der russische Hauptmann Lobanow-Rostowski, der die Armee von einer sehr viel niedrigeren Rangstufe aus betrachtete, bestätigte rückblickend diese Einschätzung:

> Ich kann kategorisch feststellen, dass die Armee, obwohl es bis zur Revolution nur noch sechs Monate dauerte, nie in einem besseren Zustand war. Wir hatten endlich genug technische Ausrüstung und Munition. In den Regimentern, die ich besuchte, war die Disziplin gut [...], die Offiziere voller Optimismus. [...]. Ganz gewiss gab es keine Depression, Defätismus oder Anzeichen der bevorstehenden Revolution.[5]

Waren die russischen Offiziere so erfreut über die Verbesserung der Versorgung und die neuen Waffen, dass sie die Anzeichen von psychischer Erschöpfung und

Ungehorsam unter ihren Soldaten nicht bemerkten? Militärpsychologie und -psychiatrie entwickelten sich damals sehr dynamisch, das Interesse beschränkte sich nicht auf das Faradisieren von Patienten. Dennoch wurde vor der Revolution kein Zusammenbruch, keine psychologische Krise verzeichnet. Alexander Watson vertritt in seiner Untersuchung zur Kampfmoral an der Westfront eine Auffassung, die sicher auch Brussilow und Lobanow geteilt hätten: Massenhafter Ungehorsam war meist die Folge eines messbaren Mangels an Menschen, Ausrüstung, Versorgung und Erholung. Momentane Stimmungen und kollektive Psychosen hatten konkrete Ursachen, über Sieg und Niederlage entschieden letztlich „nicht die ‚besseren Nerven', sondern die bessere Versorgung".[6]

Aus diesen Beobachtungen lässt sich nur eine Schlussfolgerung ziehen: Die Revolution gelangte aus dem Hinterland an die Ostfront. Wären die Soldaten komplett von den hungernden und darbenden Familien im Land abgeschnitten gewesen, hätte die Armee die Disziplin sicher deutlich länger aufrechterhalten können, vielleicht sogar „bis zum letzten Mann". Ohne demoralisierende Nachrichten aus der Heimat wären Ausdauer und Loyalität der Vaterlandsverteidiger länger intakt geblieben. Heißt das, dass die russische und die übrigen imperialen Armeen (sowie die nationalen Streitkräfte Bulgariens, Serbiens, Griechenlands und Rumäniens) wirklich bis zum Schluss, also bis zum Zusammenbruch der Dynastien der Romanows und der Habsburger, ihre Geschlossenheit bewahrten? Konnten sie den wachsenden Unwillen der Soldaten beherrschen, die nicht länger in einem Krieg sterben wollten, dessen Ziel mit der Zeit keineswegs klarer und überzeugender wurde? Die Antwort auf diese Fragen führt uns zum Wesen des Wandels vom Krieg der Imperien zum Krieg der Nationen. Und wie so oft im Falle großer Veränderungen ist diese Antwort zweifelsohne komplex.

Die Ethnisierung der Armee vor der Februarrevolution

Beginnen wir damit, dass schon lange vor der Revolution die imperialen Armeen längst nicht so monolithisch waren, wie es Brussilow und Lobanow-Rostowski wollten. Zwar gibt es keinen Grund, ihre Einschätzung der Moral und der Versorgung vor dem für die zaristischen Truppen katastrophalen Frühjahr und Sommer 1917 anzuzweifeln, doch sowohl auf ihrer Seite der Front als auch in der k. u. k. Armee gewannen die zentrifugalen Tendenzen an Stärke. Anfangs weckten sie keine größeren Sorgen, doch während der zwei großen Feldzüge 1916 entwickelten sie plötzlich eine für die Imperien gefährliche Dynamik. Im passenden Moment sollten sie ihre volle Kraft entfalten.

Die Geschichten der nationalen Einheiten innerhalb der russischen und österreichisch-ungarischen Armee ähneln sich meist sehr. Die erste Begegnung der polnischen Legionäre mit den Landsleuten aus dem russischen Teilungsgebiet war für die jungen Idealisten eine große Enttäuschung. Der Volksaufstand, den sie auslösen wollten, brach nicht aus und die Kämpfe gegen die Russen, so heroisch sie waren, waren überwiegend Rückzugsgefechte. Die Geschichte der zur gleichen Zeit formierten Legion der ukrainischen Sitscher Schützen wirkt, wenngleich in etwas kleinerem Ausmaß, bis in die Details (wie etwa der demonstrative Unwille, Franz Joseph I. die Treue zu schwören) wie eine exakte Kopie der polnischen Erfahrungen.[7] Wie die polnischen Legionäre empörten sich die ukrainischen Soldaten über die Grausamkeiten der österreichisch-ungarischen Militärs gegen ihre Landsleute im Zarenreich, sie gerieten in Konflikt mit den besser ausgestatteten regulären Einheiten, denen sie die Ausrüstung stahlen, und sie versuchten in ihren Reihen demokratischen Grundsätzen zu folgen. Mit den Polen teilten sie auch die für junge, unerfahrene Soldaten typische Enttäuschung und Frustration angesichts des wirklichen Kriegserlebnisses. Eines der ersten Abenteuer der ukrainischen Legionäre war die schlecht vorbereitete und dilettantisch durchgeführte Aufklärungsexpedition eines kleinen Trupps hinter den russischen Linien in der Nähe von Stryj:

> Die Schützen marschieren ohne Karten und Kompasse durch die verschneiten bewaldeten Berge [...]. Während des weiteren Marschs begegnen sie weder russischen noch österreichischen Truppen. Sie wissen nicht, ob sie noch vor oder schon hinter der Frontlinie sind. Im Dorf kaufen sie Schweine, schlachten, braten und verspeisen sie. Am 19. Oktober 1914 ziehen sie ins von den Russen verlassene Stryj ein, die Bevölkerung begrüßt sie mit Blumen und Zigaretten, gleich darauf aber werden die Zwanzig durch eigene Unvorsicht von der russischen Nachhut gefangen genommen. Der russische Fähnrich bietet ihnen Zigaretten an und meint, es müsse schlecht um Österreich stehen, wenn man schon kaum erwachsene Jungen mobilisiere.[8]

Weitere Versuche, einen Aufstand der Landsleute auf der anderen, von den Russen besetzten Seite der Karpaten anzustacheln, verliefen im Nichts. Die monatelangen schweren Kämpfe in Galizien brachten den ukrainischen Legionären sowohl einen Moment des Ruhms (die blutige Schlacht um den Berg Makiwka, die in einem patriotischen Lied verewigt wurde) als auch enorme Verluste. Während der Brussilow-Offensive wurde die Legion an der Zlota Lipa praktisch ausgelöscht. Eine Werbeaktion unter russischen Ukrainern nach der Mackensen-Of-

fensive 1915 brachte nicht den erhofften Erfolg (wiederum ähnlich wie die zeitgleichen Anstrengungen der Rekrutierungsoffiziere der Polnischen Legionen). Unterdessen wuchs unter den Legionären und ihren politischen Unterstützern die Enttäuschung über die Politik der Mittelmächte. Die Ukrainer fühlten sich sowohl in geopolitischer Hinsicht (die Proklamation vom 5. November und die Ankündigung der Errichtung eines polnischen Staates bedeutete für sie den drohenden Verlust von Gebieten, die sie als Teil der Ukraine betrachteten) als auch in weniger bedeutsamen, aber symbolischen Fragen missachtet; als die wenigen übriggebliebenen Sitscher Schützen zum Ausheben von Schützengräben und zu anderen Hilfsarbeiten an der Front abgeordnet wurden, sprach man in den ukrainischen Reihen vom „Spatenzug".[9]

Die polnischen Legionäre, eine größere und erfahrenere Gruppe als die ukrainischen Waffenbrüder, empfanden ähnlich. Zwar identifizierten sie sich schon zu Beginn des Kriegs nicht ganz mit den Interessen der Donaumonarchie, doch den Wendepunkt markierte offenbar die Brussilow-Offensive. Danach hatte das Wort „unsere" eine andere Bedeutung, es beschrieb nicht mehr die k. u. k.-Armee als Ganzes. In diesem Fall können wir sogar eine mikrohistorische Analyse des entscheidenden Moments für diesen Stimmungsumschwung wagen. Möglich wird dies durch die ungewöhnliche Zusammensetzung der Legionen, einer der literarischsten Formationen der Militärgeschichte. Dank der ausführlichen Beschreibungen des Dienstes in den Legionen können wir die Erosion des imperialen Konsenses gleichsam Bild für Bild beobachten.

Den Beginn macht eine Rückblende in die Zeit der Brussilow-Offensive, die den Hintergrund der Entstehung der Legionen veranschaulicht. Die Frontberichte österreichisch-ungarischer Soldaten von Juni und Juli 1916 gehörten einer speziellen Gattung an: der Analyse einer Niederlage, die so schmerzlich war, dass sie der Erklärung bedurfte. Verständlicherweise interessierte sich die Öffentlichkeit in der Heimat vor allem für die Einheiten, die zu Beginn der Offensive am meisten gelitten hatten, insbesondere für das 1. Wiener Infanterieregiment unter dem Kommando von Oberstleutnant Max Schönowsky-Schönwies. 1919 erschien kurz nach seiner offiziellen Rehabilitierung ein von ihm und dem Reserveoffizier und Journalisten August Angenetter verfasstes Buch über die Kämpfe seines Regiments in der Gegend von Olyka. Die Autoren schilderten die entscheidenden Tage im Juni 1916 in pathetischen Tönen. Das Regiment habe mit unvergleichlichem Mut und Todesverachtung „gegen dieses erdbraune, massige Unheil, das sich brüllend, tosend, flammend heranwälzte [...] durch viele Stunden bis zur allerletzten Patrone und noch darüber hinaus" gekämpft.[10] Auf

der Suche nach weiteren Gründen für die Niederlage verwiesen die Autoren auf die unzureichende Versorgung, Kommunikationsprobleme und das Entscheidungschaos, doch überraschend deutlich kritisierten sie auch die mangelnde Loyalität der eigenen Soldaten. Dieses Motiv erscheint in ihrem Buch schon in den Abschnitten über die Situation vor der Schlacht, in denen es nicht an boshaften Bemerkungen über die Ungarn mangelt, die unbarmherzig die Zivilbevölkerung ausplünderten. Anschließend beschreiben die Autoren die Reaktion der Soldaten auf das orkanartige russische Artilleriefeuer:

> Etliche Tschechen und zwei Ruthenen – unsichere Kantonisten, die bei uns eingestellt worden waren – haben sich zu einem Sondergrüpplein zusammengetan. Sie zeigten in ihren Gesichtern einen Ausdruck, der ein mixtum compositum von Feigheit, Hinterhältigkeit, Verschlagenheit, Furcht, Schadenfreude und geheimer, niedriger Hoffnung war. Ekelhaft waren diese mißgestalteten Physiognomien anzuschauen. Ein paar Polen klebten in einer Nische dicht aneinander, verdrehten die Augen, daß man das Weiße hervorschimmern sah, und beteten mit grauen, bebenden Lippen.[11]

Wie wir bereits wissen, führte die Unterstellung, Tschechen und Ruthenen seien für die Niederlagen der k. u. k. Armee verantwortlich, in Wien zum Streit zwischen deutsch-österreichischen und tschechischen Politikern. Die Vorwürfe verschärften sich nach Berichten über die ersten Erfolge der in Russland aufgestellten tschechoslowakischen Einheiten, zumal nach der Schlacht bei Zborów 1917. Höhepunkt dieser Kampagne war die lange Anklageschrift gegen die Tschechen, die Ende 1917 von einer Gruppe deutscher Abgeordneter im Wiener Parlament verlesen wurde (die Reden der Abgeordneten unterlagen nicht der Zensur, die andernfalls den Text, der die Einheit der Monarchie untergrub, kassiert hätte).[12]

Die Lektüre tschechischer Kriegserinnerungen und historischer Arbeiten verkompliziert dieses Bild. Die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit gründete ihre Legitimität auf die Beteiligung von Legionären im Kampf gegen die Mittelmächte in Russland, Frankreich und Italien. Vervollständigt wurde diese Erzählung durch den Mythos vom konsequenten Widerstand der tschechischen und slowakischen Soldaten der Habsburgermonarchie, die nur unwillig einer ihren Interessen zuwiderlaufenden Sache gedient und sogar den Dienst sabotiert hätten. Die Erzählungen von massenhaften Desertionen und Übertritten zum Feind finden in den Quellen freilich keine Bestätigung. Die österreichisch-ungarischen Soldaten tschechischer Nationalität beschreiben dafür den Sommer 1916 als Abfolge kräftezehrender Rückzüge und schlecht vorbereiteter Gegenangriffe. Und

wichtiger noch, in ihrer Darstellung sind weder Feigheit noch Heroismus ethnisch konnotiert, sie finden sich bei Angehörigen aller Nationalitäten der k. u. k. Monarchie. Wie der Rekrut František Černý festhält, gab es in dieser Situation nichts, was eine Interpretation in ethnischen Kategorien erlaubt hätte:

> Immer wieder holte ich Regimenter ein, deren Soldaten am Straßenrand rasteten, und es war klar, dass sie ihre Positionen schon vor Mitternacht verlassen haben mussten. Sobald der Weg ebener wurde, traute ich meinen Augen nicht, solche Massen von Soldaten sah ich! Eine schier endlose Menge. Alles befand sich auf dem Rückzug: Infanterie, Kavallerie, Trains. Ich dachte: „Wie viele wir sind! Wohin sollen wir fliehen?" Aber, weil alle flohen, floh auch ich.[13]

Unabhängig davon, welche Rolle die ethnischen Konflikte zwischen Deutschen und Tschechen in der Erzählung vom Sommerfeldzug des Jahres 1916 spielen – für beide Seiten war es zweifellos eine Geschichte des Scheiterns. Die Erinnerungen der polnischen Legionäre verleihen denselben Ereignissen einen ganz anderen Sinn. In ihrer Darstellung und infolgedessen auch in der polnischen Militärgeschichte nehmen der Wolhynien-Feldzug und insbesondere die im Juli 1916 geschlagene Schlacht bei Kostiuchnówka einen würdigen Platz ein – als Beinahesieg im Kampf gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind.[14] Außerdem einen geht man allgemein davon aus (unserer Meinung nach zu Unrecht), dass die Entscheidung zur Anwerbung von Rekruten für die polnische Wehrmacht im deutschen Besatzungsgebiet des Königreichs Polen unter dem Eindruck des Heldentums der Legionäre getroffen wurde.[15] Zur Schlacht bei Kostiuchnówka gibt es zahlreiche Berichte aus erster Hand, was aus der erwähnten spezifischen sozialen Zusammensetzung der polnischen Freiwilligenregimenter resultiert. Überdies nahm der legendäre Anführer der Legionen, Józef Piłsudski, nicht nur an den Kämpfen in Wolhynien teil, sondern erschien auch dort an vorderster Front.[16] Wirklich faszinierend ist aber, was die polnischen Teilnehmer der Schlacht über ihre nichtpolnischen Kampfgenossen schrieben.

Die Darstellung der Kämpfe gegen die Russen weist einige Ähnlichkeiten zu den österreichischen Schilderungen auf. Die übermächtigen Kräfte des Feindes werden mit einer Naturgewalt verglichen und als ebenso unaufhaltsam wie blind beschrieben. Einen Unterschied bildet die nur in den polnischen Berichten anzutreffende „ständische" Interpretation des Konflikts als Kampf der „polnischen Herren" gegen die Masse der „russischen Bauern". Am weitesten ging dabei wohl der Soldat und Historiker Wacław Lipiński:

Gefallene russische Soldaten nach einem Angriff auf deutsche Stellungen in Wolhynien, 1916.

> Sie warteten dumpf und passiv einige Momente, bis eine in den Haufen geworfene Handgranate sie von ihrem Platz vertrieb. [...] Und es wimmelt nur so von ihnen. In den Hecken von Kostiuchnówka, unter den Drähten, im spärlichen Getreide, so weit das Auge reicht – hellgrüne Hemden und rote, verschwitzte Gesichter. Wir feuern ihnen geradewegs in die Schnauze, unfehlbar, mit kalter Grausamkeit. Sie antworten kaum, werfen stattdessen Granaten in den Schützengraben. Und sterben – sterben wortlos, abgestumpft und apathisch.[17]

Lipiński schildert anschließend eine Episode aus einer späteren Phase der Schlacht, die sich auf einer Brücke über einen Bach abspielte:

> [...] auf der Brücke ein entsetzlicher Schrei. Dort wurden im Nu, blitzartig die Soldaten, die schon von der Seite herangekommen waren und den Weg versperrten, mit Kolben erschlagen, mit Bajonetten aufgeschlitzt. Die großen russischen Bauern wurden in den Sumpf gestoßen, man sah vor Leichen den Boden der Brücke nicht mehr. [...] Als ich die Linie erreichte, fiel mir Narbutts erhabene Gestalt mit dem glänzenden blitzenden Browning aus Nickel ins Auge. Ein Kampf auf Leben und Tod. Primitive, verbissene Leiden-

> schaft. […] Dort schlägt Oberleutnant Hajec den Bauern auf den Ruf „zdajsia" [Hände hoch!] die Spitzrute ins Gesicht. Mit den Kolben auf die Köpfe, die Arme, Schüsse, Feuer direkt ins Gesicht. Bis wir die Menge zurückgedrängt hatten.[18]

Bevor wir uns vom expressionistischen Stil der Darstellungen mitreißen lassen, sollten wir uns klarmachen, dass letztlich auch die Polen mit ihren österreichischen und ungarischen Kampfgefährten zurückweichen mussten. Vor allem Letztere wurden oft für den Zusammenbruch der Verteidigung verantwortlich gemacht. Die Honvéds, die eine Stellung auf dem Polenberg besetzten (der Name erinnerte an den Beitrag der Legionen zum Wolhynien-Feldzug 1915), mussten angeblich von den Polen mehrfach an der Flucht gehindert und in die Schützengräben zurückgetrieben werden. Lipiński merkt kritisch an: „Eine verfluchte Bande gottverdammter Penner".[19] Er fügt hinzu, dass drei Wochen nach der Schlacht bei Kostiuchnówka das 93. und das 99. Regiment, die Positionen in der Gegend besetzten, in Abwesenheit der Polen „sofort zusammenbrechen".[20] Der Legionär Marian Dąbrowski schreibt:

> Allgemein heißt es in Legionsreihen, dass wir immer die Panik der österreichisch-ungarischen Einheiten dämpfen, bis bayerische oder preußische Verstärkung an den bedrohten Positionen eintrifft.[21]

In vielen polnischen Erinnerungen an Kostiuchnówka wiederholt sich eine bestimmte Szene, die den zitierten Behauptungen einen pikanten Beigeschmack verleiht. Während des Rückzugs verfielen einige Abteilungen der k. u. k. Armee in Panik, Kavallerie, Infanterie und Trains gerieten sich gegenseitig in die Quere und hinderten andere Einheiten am Vorankommen. In diesem Augenblick erschien eine kleine Einheit von Legionären unter dem Kommando des bereits erwähnten Aleksander Narbutt-Łuczyński:

> Schon ertönte Narbutts scharfer Befehl in der Kolonne: „Bajonett auf!", schon begannen die auf österreichische und preußische Offiziere gerichteten Gewehrläufe die Flucht etwas zu hemmen. Wir errichteten eine Mauer aus Bajonetten und Kolben, um nichts in der Welt wollten wir unsere Kolonne sprengen lassen. […] Wir begannen zu singen. Die ruhige, geschlossene Kolonne, gespickt mit Bajonetten, und der kräftige, laut tönende Gesang zeigen letztlich Wirkung. Die Artilleristen, die Kavallerie heben die Köpfe, zügeln die Pferde, die Panik schwindet. Mit einem kurzen Galopp schließt ein preußischer Offizier zum voranreitenden Narbutt auf. Er sagt etwas, gratuliert,

streckt schließlich die Hand aus. Doch Narbutt steckt seine Hand langsam in die Tasche.[22]

Andere Berichte ergänzen dieses Bild um interessante Details. Die marschierenden Polen sollen „Hej strzelcy wraz“ „Hey Schützen zusammen“ gesungen haben, ein Aufständischenlied von 1863, das an die wichtigste patriotische Traditionslinie Zwischenkriegspolens, den Januaraufstand, erinnerte. Manche Augenzeugen behaupten, wohl in leichter Überschätzung der Sangeskünste der Legionäre, schon allein der Gesang habe die Armee beruhigt.[23] Angesichts der Tatsache, dass die meisten der hier zitierten Berichte unmittelbar oder nicht allzu lange nach der Schlacht entstanden, muss man sie als Aufzeichnungen wenn nicht von Fakten, so doch gewiss der in den polnischen Einheiten herrschenden Stimmung betrachten. Kostiuchnówka, die letzte große Schlacht des Ersten Weltkriegs, die von den Legionen geschlagen wurde, beschleunigte den Prozess der Bewusstseinsbildung der jungen polnischen Patrioten. Zwei bereits angesprochene Aspekte dieses Prozesses scheinen dabei besonders interessant.

Beginnen wir mit dem spezifischen Bild des Feindes, das, wie wir meinen, auf einen Wandel der Klassenidentität der Legionäre hindeutet. Obwohl viele von ihnen eher mit der Linken sympathisierten und obwohl immer wieder die demokratische Struktur der Legionen betont wurde, lebte mit der russischen Offensive ganz offensichtlich ein Stereotyp wieder auf, das im Osten das Polnische mit dem Adel und das Russische (auch das Ukrainische und Weißrussische) mit der Bauernschaft assoziierte. Während der Kriege um die Grenzen des wiedererstandenen Staates in den Jahren 1918–21 sollten sich alle Konfliktparteien auf dieses Stereotyp berufen. Nicht nur die Bolschewiki betrachteten ihre polnischen Feinde als „Herren“; auch Ukrainer und Litauer versuchten mit entsprechenden Klischees die Bauern zum Kampf gegen die Polen zu mobilisieren.

Der zweite und wichtigere Aspekt, der die polnischen Quellen von tschechischen oder österreichischen Berichten unterscheidet, ist der sukzessive Legitimationsverlust des Bündnisses, in dessen Rahmen die Legionen zum Kampf angetreten waren. Das wiederkehrende Bild der polnischen Einheit, die sich mit einem nationalpatriotischen Lied auf den Lippen durch die panische Menge schlägt, hat Symbolcharakter. In Anbetracht der späteren Ereignisse kann diese Szene als Metapher für den Bruch mit der imperialen Loyalität und den Beginn eines neuen, rein nationalen Kampfes gelten. Kämpfer, die so mutig und kaltblütig waren wie angeblich die bei Kostiuchnówka, waren zweifellos in der Lage, die Ziele der polnischen Nationalbewegung zu verwirklichen.

Ein wenig überschattet wird dieses monumentale Bild durch eine Tatsache, die in den polnischen Erinnerungen an die Schlacht, wenn überhaupt, dann nur am Rand erwähnt wird. Ein Veteran schildert auch den Moment des Ausbruchs der Panik unter österreichischen und deutschen Soldaten. Wie er schreibt, begann alles damit, dass eine polnische Kavallerieeinheit bei ihrem ungeordneten Rückzug mit österreich-ungarischen Trains zusammenstieß. Das löste eine Kettenreaktion aus, die erst durch Narbutt gestoppt wurde, einen Offizier, der in diesem Buch noch in einer weit weniger rühmlichen Rolle erscheinen wird. Polen stoppten also einen Ausbruch von Panik, den andere Polen verursacht hatten. Allerdings ist die dramatische Szene wohl weniger als präzise Rekonstruktion des tatsächlichen Verlaufs der Ereignisse von Bedeutung, sondern als Symbol. Dadurch, dass so viele Legionäre ihre Erlebnisse aufzeichneten und kommentierten, eröffneten sie Historikern den Zugang zu einer Sphäre, die ihnen sonst weitgehend verschlossen bleibt: zu den Herzen und Köpfen der Teilnehmer des Ersten Weltkriegs.

Im Herbst 1916 war in diesen Herzen kaum noch Platz für die bisherigen Verbündeten, selbst wenn der Verstand weiterhin zu loyalem Verhalten riet. Die Situation verschärfte sich Anfang des folgenden Jahres, als die in den Kämpfen in Wolhynien ausgebluteten Legionen zur Erholung ins Königreich Polen geschickt wurden. In Zegrze waren die polnischen Regimenter unmittelbar neben deutschen Einheiten stationiert. Es dauerte nicht lange, bis sie einen unerklärten Guerillakrieg gegeneinander begannen. Der letzte Auslöser für den offenen Ausbruch der Feindseligkeit gegen den Verbündeten war der Diebstahl (oder illegale Kauf, hier gehen die Berichte auseinander) von Brot durch einen Legionär. Bei der Rückkehr in die Kaserne ignorierte er die Aufforderung deutscher Wachen, stehen zu bleiben, und wurde auf der Stelle erschossen. Ein Beteiligter der Vorfälle schildert, was dann geschah:

> Die wütende Gesellschaft stürzt sich auf den Wächter und verwandelt ihn binnen einer Minute in einen blutigen Fetzen. Bevor er stirbt, kann er noch um Hilfe rufen. Dreißig Deutsche mit schussbereiten Gewehren greifen uns an, doch wir erledigen sie im Nu. Schlagen ihnen mit den Kolben die Schädel ein usw. Die deutsche Garnison in den Kasernen an der Weichsel wird alarmiert. Uns fehlt Munition, also greifen wir die Waffen- und Munitionsdepots an. Bei der deutschen Kolonne erscheint zu Pferd der Kommandeur des 4. Infanterieregiments Major A. Galica. Er kommt als Vertreter des Brigadenkommandeurs Oberst Roj, der eine Besprechung einberuft. In der angespannten Situation können wir nicht in unseren Quartieren bleiben. Wir müssen

> mindestens 30 km von hier fort. Dasselbe gilt für die Deutschen, die sich in eine andere Richtung entfernen als wir. Diese prophylaktische Isolierung soll etwa drei Wochen dauern, bis sich die Emotionen auf beiden Seiten beruhigt haben.[24]

Die Wiederherstellung der Ordnung erforderte in diesem Fall radikale Schritte. Die Legionäre beruhigten sich erst, als auf einer Narew-Brücke Maschinengewehre aufgestellt wurden, die auf ihre Kasernen zielten. Es dauerte auch, bis sie die festgehaltenen und ordentlich verprügelten deutschen Wächter freiließen. Für den Mörder des Legionärs kam die Hilfe zu spät, er starb kurz nach dem Zwischenfall im Krankenhaus. Trotz der Bemühungen der Anführer entspannte sich die Lage nicht. Im Juni kam es zu einem weiteren Zwischenfall, bei dem ein Legionär mit dem Bajonett erstochen und in den Narew geworfen wurde.[25]

Außerhalb der Kasernen war das deutsch-polnische Verhältnis keineswegs besser. Die Legionäre klagten über die katastrophale Verpflegung und fühlten sich zurecht benachteiligt (längere Zeit erhielten sie den österreichischen Sold, der niedriger war als der deutsche, und die deutschen Lebensmittelrationen, die wiederum schlechter waren als die österreichischen). Es mehrten sich Desertionen, eigenmächtige Urlaubsverlängerungen, Diebstähle, Geschlechtskrankheiten und – natürlich – Schlägereien mit Deutschen, zumal in Kneipen und Freudenhäusern. Die Legionäre gingen sogar aktiv gegen deutsche Requirierungstrupps vor, die sie aus den polnischen Dörfern vertrieben. Manchmal geschah das sogar unter dem Mantel des Kriegsrechts, das eine schriftliche Anordnung verlangte, meist aber handelte es sich um Scharmützel ohne formale Begründung. Der Befehl von General Stanisław Szeptycki vom Januar 1917 sagt viel über die damalige Stimmungslage in den polnischen Reihen:

> Seit der Ankunft der Polnischen Legionen auf dem Gebiet des Königsreichs Polen ist es bereits zu einigen Vorfällen zwischen Offizieren der Polnischen Legionen und Soldaten der deutschen Armee gekommen. Einige dieser Vorfälle nahmen einen überaus heftigen Verlauf, weil von Waffen Gebrauch gemacht wurde und, was ich besonders unterstreiche, weil sie in Einrichtungen stattfanden, deren Besuch durch Offiziere durch nichts zu rechtfertigen ist. Ohne darauf eingehen zu wollen, wer bei den einzelnen Zwischenfällen im Recht war, muss ich festhalten und nachdrücklich betonen, dass diese Vorfälle das harmonische Zusammenleben beider Armeen sehr stören und erschweren. […] Ich empfehle daher dringend, jegliche Auseinandersetzung und Streit mit deutschen Offizieren und Soldaten zu vermeiden.[26]

Die Verachtung der Polen für die Österreicher und ihre Abneigung gegen die Deutschen hatten natürlich sowohl rationale als auch psychologische Gründe. Allerdings beschränkte sich das Phänomen keineswegs auf die polnischen Kriegsteilnehmer. Es war schon die Rede von der Frustration, die zur selben Zeit die westukrainischen Patrioten ergriff. Auch auf der anderen Seite der Front erwies sich das „harmonische Zusammenleben der Armeen" immer öfter als leere Phrase. Die Geschichte der russisch-rumänischen Kooperation in den Jahren 1916 und 1917 ist ein anschauliches Beispiel für den zugrunde liegenden Mechanismus.

Im Rumänien-Feldzug errangen die verbündeten Armeen Deutschlands, Österreich-Ungarns und Bulgariens einen Erfolg nach dem anderen. Die Verteidigung der letzten Teile des rumänischen Territoriums entlang der russischen Grenze erforderte nicht nur eine ungeheure Anstrengung der rumänischen Armee, sondern auch ein militärisches Eingreifen Russlands. Historiker schätzen, dass allein die Unterstützung der rumänischen Front ein Viertel bis ein Fünftel der russischen Kräfte band, das heißt mit Etappe, Versorgung, Krankenhäusern und Ähnlichem weit mehr als eine Million Menschen.[27] Diese Zahlen täuschen jedoch. Die Russen engagierten sich erst im großen Maßstab, als der Ausgang des Rumänien-Feldzugs schon feststand. Statt rechtzeitig die Offensive des Verbündeten zu unterstützten, retteten sie ihn nur mühsam vor der völligen Niederlage.

Die Anfänge der rumänisch-russischen Zusammenarbeit während des Feldzugs von 1916 liefern unzählige Beispiele für die gegenseitige Abneigung und das gegenseitige Misstrauen. Auf rumänischer Seite war diese Haltung historisch begründet. Die letzte russische „Hilfe" während des Kriegs gegen die Türkei in den Jahren 1877–79 hatte mit dem Verlust Bessarabiens geendet. Die antirussischen Stimmungen in der rumänischen Gesellschaft waren nie erloschen. Umgekehrt machten die russischen Militärs aus ihrer Geringschätzung für den Bündnispartner keinen Hehl. Das im August 1916 auf dringliche Bitten Bukarests in die Dobrudscha entsandte Expeditionskorps bestand aus so schwachen und/oder unerfahrenen Einheiten, dass kein russischer General das Kommando übernehmen wollte. Andrej Zajontschkowski, der letztlich die zweifelhafte Ehre annahm, erwies sich als absolut unfähig, zauderte und verweigerte den kämpfenden Rumänen konsequent jede Unterstützung. Er fühlte sich schlecht in der Dobrudscha, die er in Briefen als von Wilden bewohntes wildes Land beschrieb.[28] Auch als der russische Ovid in Generalsuniform endlich abberufen wurde, änderte sich kaum etwas. General Henri Mathias Berthelot, der französische Verbindungsoffizier

bei der rumänischen Heeresleitung, schrieb im Dezember 1916 verbittert an Joseph Joffre: „Aus Gründen, die ich nicht begreife, wollten die Russen, dass Rumänien fiel."[29]

Es handelte sich um mehr als normale Missverständnisse zwischen Verbündeten. Kurz nach der Ankunft von Zajontschkowskis Korps notierte Oberst Alexandru D. Sturdza, der aus einer aristokratischen Familie stammte (sein Vater hatte mehrfach das Amt des Ministerpräsidenten ausgeübt) und als Kommandant der Bukarester Militärakademie großes Ansehen genoss: „Ich fürchte die Russen, [...] sie sind jetzt in der Dobrudscha, [...] aber sie führen nichts Gutes im Schilde. [...] Der Weg nach Sofia und Konstantinopel führt nicht hier entlang, sondern durch Bukarest."[30] Das letzte Alarmsignal war für ihn und viele seiner Untergebenen der russische Plan, die verbliebenen rumänischen Einheiten auf russisches Territorium zu evakuieren und somit das gesamte Staatsgebiet dem Feind zu überlassen. Anfang Februar 1917 überschritt Sturdza die Frontlinie und richtete mithilfe der Deutschen einen Appell an die noch in Moldau verbliebenen rumänischen Soldaten:

> Ich, Oberst Sturdza, mit dem ihr Seite an Seite gekämpft habt, wende mich heute an euch. Ich möchte eine neue Armee errichten, ausgestattet mit neuesten Waffen und angeführt von der Sache ergebenen Offizieren. Ich möchte, dass wir die verlorene Sache aufgeben, dass wir den russischen Räuber aus unserem Land vertreiben und so bald wie möglich in unsere Häuser zurückkehren. Dabei helfen werden uns 200 000 rumänische Kriegsgefangene, die ich befreie.[31]

Das energische und rücksichtslose Einschreiten der russischen Gegenaufklärung verhinderte Massendesertionen. Sturdzas in den Reihen der Armee verbliebene Gefolgsleute wurden enttarnt und hingerichtet. Das ehrgeizige Projekt scheiterte, weil letztlich nur einige Hundert Soldaten flohen, zu wenig, um eine konkurrenzfähige prodeutsche rumänische Armee aufzubauen.

Mit dem Rumänienfeldzug hängt ein weiterer Fall von Unstimmigkeiten zwischen Verbündeten zusammen. 1916 reiste der serbische Ministerpräsident Nikola Pašić zu einem Besuch nach Petrograd. Ein Ergebnis seiner Gespräche war die Entscheidung über den Beginn einer Anwerbungsaktion für ein serbisches Freiwilligenkorps in Odessa. Das natürliche Reservoir an Kandidaten für diese Formation waren die österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen serbischer Nationalität. Mehrere Tausend der so rekrutierten, meist unerfahrenen Serben nahmen an der von General Zajontschkowski befehligten Operation teil, einige

Ein rumänischer Polizist patrouilliert mit deutschen Soldaten durch die Straßen von Bukarest, 1917.

weitere Tausend an den späteren Kämpfen auf rumänischem Territorium. Sie schlugen sich tapfer, erlitten freilich bedeutende Verluste. Etwa die Hälfte der weit mehr als zehntausend Soldaten kam ums Leben oder wurde verwundet. Vielleicht waren diese Verluste der Grund dafür, dass man – ob auf serbischer oder russischer Seite ist nicht eindeutig geklärt – auf die Idee kam, die stark gelichteten Reihen ließen sich am besten durch Zwang auffüllen. Unter den österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen in den südrussischen Gouvernements wurden regelmäßige, wenngleich absolut unrechtmäßige Rekrutierungen durchgeführt. Infolge der sehr eigenwilligen Auslegung einer Übereinkunft zwischen der serbischen Regierung und Vertretern des Jugoslawischen Komitees, das die Südslawen aus der Habsburgermonarchie repräsentierte, waren auch Kriegsgefangene kroatischer und slowenischer Nationalität von diesen Rekrutierungen betroffen. Deren Lust zur Rückkehr an die Front und zum Kampf gegen den eigenen Staat war natürlich verschwindend gering:

> Die zwangsweise mobilisierten Freiwilligen, die man „Zwangsler“ nannte, reagierten auf die Gewalt, indem sie sich weigerten, ihre Namen zu nennen

> und die Uniform anzulegen. Wie Dr. Potočnjak berichtet, sagte man ihnen später, sie müssten im Namen und auf Befehl des Zaren kämpfen, Ungehorsam würde mit Hunger bestraft. Das erzeugte Verbitterung; die „Zwangsler" bildeten neues, anonymes und zutiefst unzufriedenes Material, in dem sich zerstörerische Arbeit sehr leicht verbreitete und festsetzte.[32]

Am 23. November 1916 brach in den Kasernen auf dem Schnepfenfeld (Kulikowo Pole) ein Aufstand der „Zwangsler" aus. Die alarmierten russischen Soldaten trafen auf eine empörte Menge, die den Kaiser eines feindlichen Staates hochleben ließ: „*Živio Franjo Josip!*" Was die von der Außenwelt abgeschnittenen zwangsmobilisierten österreichisch-ungarischen Kriegsgefangen nicht wussten: Franz Joseph I. war zwei Tage zuvor gestorben.

Bei der Niederschlagung der Revolte von Kroaten und Slowenen starben 13 „Zwangsler". Die Situation im jugoslawischen „Freiwilligen"-Korps entspannte sich erst nach der Februarrevolution. Unter den neuen, freieren Umständen verlangten Kroaten und Slowenen Auskunft darüber, nach welchen Prinzipien ihr künftiges Vaterland regiert werden sollte. Von der Antwort machten sie ihre Bereitschaft zur Kriegsteilnahme abhängig. Natürlich konnte niemand ihnen eine konkrete und umfassende Antwort geben. Als Zugeständnis wurde das Korps in Freiwilligenkorps der Serben, Kroaten und Slowenen umbenannt. Letztlich wurde nur ein Teil dieser Einheit an die Saloniki-Front gebracht und eingesetzt.

Mit Blick auf die nationalen Partikularismen, die vor der Revolution die imperialen Armeen aushöhlten, kann man leicht der teleologischen Versuchung erliegen und – wie einst die sowjetischen Historiker – überall dort Anzeichen der heraufziehenden Krise entdecken, wo sie am Ende tatsächlich eintrat. Deshalb möchten wir nicht behaupten, das Schicksal der Imperien und ihrer Armeen sei schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1916 entschieden gewesen. Dennoch markiert für uns eben dieser Moment den Beginn eines Prozesses, an dessen Ende die bisherigen Verbündeten zu Feinden werden und Soldaten, die bis dahin Seite an Seite kämpften, die Waffen gegeneinander richten. Musste die innere, bisweilen symbolische Ethnisierung so enden? Sicher nicht. Eine kompetentere Führung hätte die zentrifugalen Tendenzen möglicherweise eindämmen und die Einheit der Armee erhalten können. Entsprechende Schritte unternahmen ungefähr zur gleichen Zeit die Deutschen, die über die hohe Anzahl von Desertionen polnischstämmiger Soldaten beunruhigt waren. Die Reaktion war entschieden und effektiv: Von 1916 an wurden die Posener (das heißt die Hauptverdächtigen;

Soldaten der Entente an der Salonikifront, 1917.

an der Loyalität der polnischsprachigen Schlesier zweifelten die deutschen Offiziere nicht) auf Einheiten mit überwiegend deutschen Rekruten verteilt. Hier hatten die Offiziere ein wachsames Auge auf sie. Gleichzeitig wurden die Repressionen gegen Deserteure verschärft. Handelte es sich um Angehörige einer Minderheit (also Polen oder Elsässer), bestrafte man auch die Familien. Diese Maßnahmen genügten, um den Hohenzollern bis Kriegsende die Loyalität ihrer polnischen Untertanen zu sichern. Den Erfolg der deutschen Antwort auf die „polnische Frage" in der Armee belegt eine verblüffende Statistik über die von Briten und Franzosen in den letzten Kriegstagen, als die deutsche Front endgültig zusammenbrach, gefangen genommenen Wehrmachtsoldaten. Der Prozentsatz der sich ergebenden Polen war dort deutlich niedriger, als es ihr Anteil an den deutschen Truppen hätte erwarten lassen.[33] Viele dieser bis zuletzt treuen Soldaten tauschten nach dem 11. November 1918 die deutsche Uniform gegen eine polnische ein oder legten zur besseren Unterscheidung von den einstigen deutschen Kameraden, die nun Gegner waren, weiß-rote Armbinden an. Das war freilich nicht mehr die Sorge ihrer ehemaligen Kommandeure.

Kurz nach dem Ende der Brussilow-Offensive gelangte ein deutscher Offizier zu der Schlussfolgerung, der Krieg im Osten habe nun, im August 1916, endgültig

die gleiche Gestalt angenommen wie die Kämpfe an der Westfront – hier wie dort hielten sich die Gegner entlang einer langen befestigten Frontlinie gegenseitig in Schach.[34] Ein nicht allzu tiefgründiger Beobachter, der noch dazu in der Armee diente, die am besten mit der ethnischen Heterogenität in ihren Reihen zurechtkam, konnte tatsächlich diesen Eindruck bekommen. Unter der halbwegs geordneten Oberfläche schwelte schon der Konflikt, der die Verbündeten und sogar die Soldaten ein und derselben Armee in einander zunehmend feindlich gesinnte Lager teilte. Der bevorstehende politische Umsturz in Petrograd sollte diesen Konflikt noch deutlich verschärfen.

Das demokratische Experiment in der Armee

Bevor die Februarrevolution die bisherige Militärhierarchie und überkommenen Gewohnheiten über den Haufen warf, sorgten die unklaren Nachrichten aus Petrograd in vielen russischen Fronteinheiten für Verwirrung, Panik und Chaos. Was sich dort gegen Winterende und Frühlingsbeginn 1917 abspielte, lässt sich kaum als Konflikt konkreter politischer Kräfte bezeichnen. Weder Vorgesetzte noch Untergebene wussten wirklich, was eigentlich vor sich geht. Wie so oft in diesem Krieg entschieden Gerüchte, Zufälle oder lokale Interessen, Sympathien und Animositäten über Leben und Tod. So war es auch im Fall des Admirals Adrian Iwanowitsch Nepenin, dem Kommandeur der in Helsingfors stationierten russischen Baltischen Flotte. Weil er nicht wusste, wer die Macht innehatte und was zu tun sei, zögerte Nepenin mit den Befehlen für die Flotte. Unterdessen kochte unter den Matrosen die Gerüchteküche. Sie hörten, in Petrograd hätten die Arbeiter rebelliert, und vermuteten, ihr Kommandeur wolle sie zur Niederschlagung der Revolte einsetzen. Diese Vermutung war nicht nur falsch (Nepenin war allem Anschein nach völlig desorientiert), sondern auch absurd: Der Weg in die Hauptstadt war von Eis versperrt und auf den Schiffen wurden keine Vorbereitungen zum Auslaufen getroffen. Trotzdem rebellierten die Matrosen. Am Abend des 3. März brach auf der Imperator Pawel I. eine Meuterei aus. Matrosen töteten einige Offiziere und hissten die rote Flagge. Dann richteten sie die Geschütze auf die Andrei Perwoswanny, woraufhin deren Besatzung sich den Meuternden anschloss. Bald schlossen sich andere Schiffe an. Nepenin verlor die Kontrolle über die Situation, konnte jedoch rasch Kontakt zum Kriegsminister der Provisorischen Regierung Kerenski herstellen, der seine Befehlsgewalt über die Flotte bestätigte. Die Matrosen müssten ihm Gehorsam leisten.

Der Triumph des Admirals erwies sich aber als Pyrrhussieg. Die Matrosen ließen die arrestierten Offiziere frei und die Besatzungen versammelten sich zu

einer Kundgebung, auf der Nepenins Autorität durch aus der Hauptstadt angereiste Dumaabgeordnete bestätigt werden sollte. Ein solches Ende der Meuterei in Helsingfors hätte aber bedeutet, dass die Rädelsführer vor ein Kriegsgericht gestellt worden wären. Daran war keiner von ihnen interessiert. Die Lösung war überraschend einfach. Admiral Nepenin wurde von der Eskorte ermordet, die ihn auf dem Weg zur besagten Kundgebung begleitete. Er erfuhr also nicht mehr, dass ihn die revolutionäre Provisorische Regierung zum Vizeminister und Verantwortlichen für die russische Flotte ernannt hatte.[35]

Die Ereignisse in Finnland waren nicht typisch. An anderen Orten wurden normalerweise keine Offiziere ermordet, auch wenn kurzzeitige Revolten in einzelnen Einheiten keine Seltenheit waren. Meist wurden sie Schikanen ausgesetzt wie etwa ein Regimentskommandeur, dessen Untergebene zu Ostern 1917 Eier und Kuchen verlangten und ihm, weil er ihre Forderung nicht erfüllen konnte, mit dem Tod drohten. Der Kommandeur flehte auf Knien um sein Leben, doch auch wenn er letztlich verschont wurde, ist zu bezweifeln, dass er anschließend von seinen Soldaten noch respektiert wurde.[36]

Im März und April begann die Disziplin in den Fronttruppen zu bröckeln. Die Soldaten verweigerten die Ausführung von Befehlen, immer häufiger war auch von Frieden die Rede. Die Fälle von Verbrüderung mit dem Feind wurden zu einer solchen Gefahr für den Zusammenhalt der eigenen Reihen, dass die fraternisierenden Soldaten immer häufiger mit leichter Artillerie beschossen wurden.[37] Wie die Prawda berichtete, wurde der 1. Mai (immer noch nach dem vorrevolutionären Kalender) feierlich begangen, in der vordersten Linie der Schützengräben hisste man rote Flaggen. Über den deutschen Gräben wehten die gleichen Flaggen. „An den meisten Abschnitten herrscht absolute Stille. Ganze Tage vergehen ohne einen einzigen Schuss."[38]

Aus Sicht der Soldaten beider Armeen wurde das Leben in den Schützengräben etwas erträglicher. Die Empfindungen der Infanteristen waren auf beiden Seiten der Front sehr ähnlich. Ein russischer Soldat schrieb in einem Brief nach Hause:

> Sobald wir unsere Stellungen erreicht hatten, gingen wir am folgenden Tag aus den Schützengräben zu den Deutschen und sie kamen zu uns. Sie ließen ihre Gewehre in ihren Gräben, wir unsere auch, und wir trafen uns, um zu reden. Sie boten uns Zigaretten an, manche auch Zigarren. Es war der 23. April, sie sagten: „Russen, schießt nicht", und unsere sagten ihnen: „Schießt ihr auch nicht", und wir stiegen ganz auf die Wälle der Schützengräben, sie und wir, und ihre und unsere Batterien feuerten.[39]

Rumänische Batterie in einem Maisfeld.

Das gleiche Bild blieb František Stanislav Petr, einem tschechischen Unteroffizier in der österreichisch-ungarischen Armee, im Gedächtnis haften. Das Frühjahr 1917 war eine ruhige Zeit, die nur manchmal von Lärm gestört wurde, allerdings nicht solchem, an den das Ohr des vom Isonzo an die Ostfront verlegten Soldaten gewohnt war:

> Wir hatten uns schön eingerichtet. Die Front war ruhig, nicht so belegt wie am Tscheremosch. Ab und zu donnerten die Kanonen, aber während meiner ganzen Zeit an der Front gab es keine ernsthaften Angriffe. Das schlimmste in meinem Unterschlupf waren die Frösche, die sich im Wasser ringsum zu Tausenden drängten. Wer es nicht gehört hat, kann sich nicht vorstellen, wie nervtötend das Quaken einer solchen Froscharmee sein kann, das von morgens bis abends und weit in die Nacht hinein pausenlos andauert. Manchmal bringt es mich zur Verzweiflung.[40]

Petr beschreibt diese neue Art des Kriegs als Kampf, an dem sich auf beiden Seiten eigentlich nur die Artilleristen beteiligten. Weil diese meist die Artillerie

und das Kommando des Gegners beschossen, das heißt die Stellungen in den hinteren Verteidigungslinien, konnten die Soldaten aus den vorderen Linien ihre Schützengräben verlassen und gemäß der ungeschriebenen Übereinkunft gemeinsam mit den ebenso agierenden Russen den beindruckenden Anblick genießen:

> Geschosse und Schrapnelle formten über uns gleichsam eine feste Wand oder eher Decke, in etwa so, wie Baron Münchhausen im Regen seinen Säbel über dem Kopf kreisen ließ, sodass ihm kein einziger Tropfen auf die Nase fiel.[41]

Die deutsche und die österreichisch-ungarische Führung beobachteten mit wohlwollendem Interesse den Verfall der Disziplin in der russischen Armee. Man untersagte den habsburgischen Linientruppen jegliche Provokation des Feindes, um Verluste möglichst zu vermeiden. Die vorgeschobenen Stellungen wurden immer spärlicher besetzt, während die übrigen Kräfte an die italienische Front verlegt wurden, die inzwischen für das Überleben der Monarchie wichtiger geworden war. Józef Iwicki, ein Pole in deutscher Uniform, der Ende April an die Ostfront kam, stieß dort auf fast friedliche Verhältnisse:

> Längere Zeit schoss überhaupt niemand. Die Soldaten beider Seiten verkehrten miteinander, zwischen den beiden Gräben herrschte reger Handel. Die

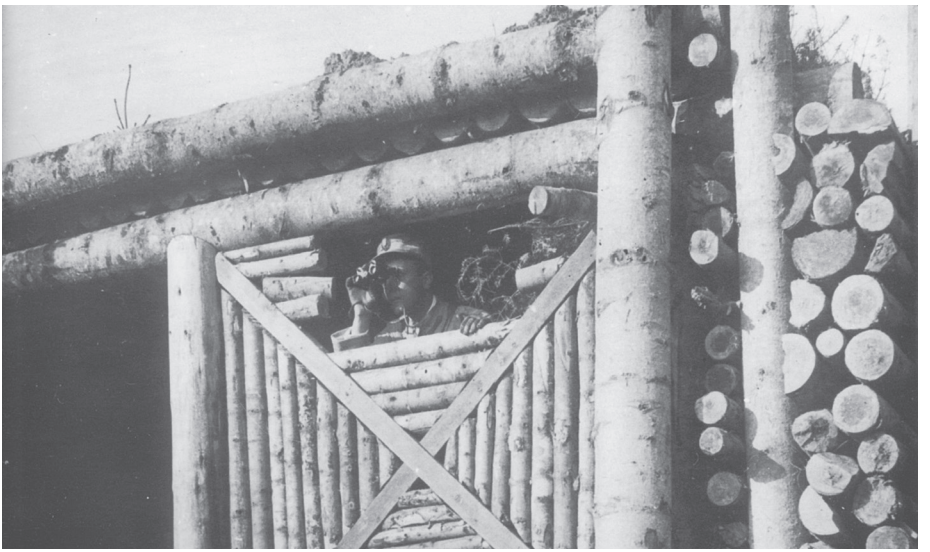
Baron Münchhausen am rumänischen Frontabschnitt, 1917.

> Deutschen brachten den Russen Zigaretten und vor allem Rum, im Gegenzug erhielten sie Seife, Brot und andere Dinge, vor allem aber Brot. Das ging so weit, dass man das russische Brot als ständige Ergänzung der täglichen Brotration ansah. [...] Einer unserer Offiziere ließ sich sogar fotografieren, als er mit einigen russischen Soldaten zusammenstand und sich mit ihnen unterhielt. Es herrschte also eine echte Waffenruhe.[42]

Unterdessen wurde die von unten ausgehende Demokratisierung der russischen Armee durch die Regierung sanktioniert. Die in Russland bestehende Doppelherrschaft bedeutete, dass der Petrograder Rat und die Provisorische Regierung um die Gunst der soldatischen Massen wetteiferten. Im Mai wurde offiziell die Demokratie in der Armee eingeführt. Gewählte Soldatendelegierte sollten in den einzelnen Einheiten die wichtigsten Entscheidungen treffen. Unter anderem bestimmten sie die Verteilung der Ausrüstung und bestätigten (oder auch nicht, wie in der Demokratie üblich) die Befehle der übergeordneten Ebene. Es wurden Offizierswahlen eingeführt, was an sich noch keine Katastrophe war, denn selbst die anarchistischsten Soldaten bevorzugten professionelle Kommandeure. Die neuen Vorschriften zum Salutieren trugen dem veränderten Status der Rekruten – die nun keine Untertanen mehr waren, sondern Staatsbürger – Rechnung.

Unter anderen Umständen hätten diese Neuerungen nicht zum Zerfall der Armee führen müssen. Doch die Demokratisierung erfolgte letztlich gegen den Willen der Regierung, sie war ein Beleg ihrer Schwäche, nicht ihres Großmuts. Der entsprechende Befehl betraf zunächst nur den Militärbezirk Petrograd. Die Regierung ging vernünftigerweise davon aus, dass die Demokratisierung in der Nähe der Frontlinie fatale Auswirkungen auf die Disziplin haben könnte. Die Nachricht von der Reform verbreitete sich allerdings wie ein Lauffeuer. Im ganzen Land verweigerten die Soldaten den Gehorsam und gründeten eigene Selbstverwaltungen. In dieser Situation blieb der Regierung nichts anderes übrig, als die geschaffenen Fakten anzuerkennen und den Befehl auf alle Fronten auszuweiten.[43] Nicht nur der Inhalt des Befehls, sondern auch die Art seiner Umsetzung hatte gravierende Auswirkungen für das Funktionieren der Armee. Die russischen Soldaten bekamen – oder besser: erkämpften – sich das Recht, demokratisch zu entscheiden, wem sie gehorchten und ob sie sich an einer militärischen Operation beteiligten oder nicht.

Wie folgenschwer diese Entscheidung war, zeigte sich bereits Anfang Juli. Wie bereits erwähnt, erklärte sich die Provisorische Regierung auf Druck der



Beobachtung der Frontlinie, Rumänien 1917.

Verbündeten zu einer weiteren Offensive im Westen bereit, um die vor einem Jahr von der Brussilow-Offensive verfehlten Ziele zu erreichen. Während es entlang der gesamten Front in den russischen Reihen zu immer drastischeren Fällen von Ungehorsam und Verbrüderungen mit dem Feind kam, bereiste Minister Kerenski gewissenhaft die einzelnen Einheiten und warb unter den Soldaten für die geplante Operation. Ende Juni schien es, als habe er Erfolg – große Einheiten stimmten für die Offensive. Deshalb rückten die Russen am 1. Juli in Galizien, der Bukowina und in Rumänien vor. In den ersten Tagen drängten sie die Österreicher nach Westen zurück. Dieses Mal gelang es Brussilow allerdings nicht, größere Einheiten des Feindes zu zerschlagen oder Panik unter den Zurückweichenden hervorzurufen. Am 19. Juli starteten die Deutschen eine Gegenoffensive, die den Vormarsch der russischen Streitkräfte endgültig zum Erliegen brachte. Es gab keine neue Offensive mehr, sondern nur einen für die Zivilbevölkerung verheerenden Rückzug und Anfang September den Verlust Rigas, das von den Deutschen eingenommen wurde.

Die Schuld für das Scheitern der Kerenski-Offensive wird meist entweder Agenten der Mittelmächte oder den umstürzlerischen Aktivitäten der Bolschewiki (die während der Operation in Petrograd einen missglückten Putschversuch unternahmen) zugeschrieben. Die einen wie die anderen taten zweifellos alles,

was in ihrer Macht stand, um den Kampfgeist der russischen Soldaten zu schwächen. In der k. u. k. Armee wurden die Einheiten an der vordersten Frontlinie von (oft ukrainischen) Geheimdienstoffizieren begleitet, die sich rege am sozialen Kontakt mit dem Feind beteiligten. Die Bolschewiki wiederum machten einen sofortigen Frieden zu ihrer Hauptforderung. Zugleich deutet vieles darauf hin, dass die bolschewistischen Aktivitäten lediglich bereits existierende Stimmungen und Emotionen in den russischen Reihen verstärkten. Als besonders effektiver Katalysator wirkten die Nachrichten aus der Heimat sowie die Unaufrichtigkeit und Ungeschicklichkeit von Kerenskis Propagandaaktion auf der Ebene der kleineren Armeeeinheiten.

Die überwiegende Mehrheit der russischen Soldaten waren Bauern. Solange die Revolution von den Arbeitern in den Städten getragen wurde, waren sie nicht unmittelbar von ihr betroffen. Letztlich erreichte sie aber auch das Land, wo sie Hoffnungen, aber auch Unruhe weckte. Die Bauern rechneten mit dem Land, das den „Vaterlandsverteidigern" versprochen worden war. Mit der Zeit wurden ihre Forderungen immer nachdrücklicher, sie überschwemmten die zaristischen Ämter mit Briefen, die sich teils wie Petitionen, teils wie Drohungen lesen. So schrieben zwei Brüder, deren Vater gerade eine Gerichtsverhandlung um einen Bodenanteil in seinem Heimatdorf verloren hatte, an den Innenminister:

> Wie Ihnen bekannt ist, hat sich jeder von uns mit großem Einsatz an der Kriegsanstrengung beteiligt und darüber hinaus blutet unser Herz, wenn wir an unsere Familien denken. Nach dem Erhalt einer solchen Nachricht von unserem Vater verlässt uns die Kraft und, obwohl wir gegen einen unnachgiebigen Feind kämpfen müssen, fehlt uns der Geist, überhaupt unser Gewehr in die Hand zu nehmen.[44]

Die Aussicht auf eine Vergrößerung des Besitzes (oder auch, auf russischem Territorium, des Anteils am gemeinsamen Land) war nur die eine Seite der Medaille. Die Kehrseite war die wachsende Angst, dass in Abwesenheit des Familienoberhaupts die „Reservistin" (so nannte man die zurückbleibenden Ehefrauen der an die Front geschickten Männer) um den Familienbesitz gebracht werden könnte. Corinne Gaudin zeigt anhand zahlreicher Briefe und amtlicher Dokumente, dass schon 1915 in der russischen Provinz massenweise Bittbriefe, Petitionen und – zunehmend – auch Denunziationen verfasst wurden, deren Zweck darin bestand, das Land des Nachbarn zu bekommen, zumal, wenn der Nachbar nicht in der Armee war.[45] Die Sorge um die im Hinterland zurückgelassenen Nächsten war keineswegs eine russische Besonderheit. Der ungarische Historiker Péter Hanák

untersuchte Briefe ungarischer Bauern (die oft in ihrem Namen von Dorfschreibern geschrieben worden waren), die von der österreichisch-ungarischen Zensur konfisziert wurden. Ihr Inhalt besteht in einer anschwellenden Klage über Armut, Hunger, Hoffnungslosigkeit. Die Frauen der Soldaten bekennen sich zur Untreue – als Gegenleistung für Essen für die Kinder –, klagen über die korrupte Verwaltung und verurteilen immer wieder, zumal in den letzten beiden Kriegsjahren, die Männer, die noch immer im Hinterland verblieben:

> [...] mein blutendes, verwaistes Herz ist von Trauer erfüllt, denn es sind nun schon drei Jahre, dass Du fern von mir bist; hier zu Hause wimmelt es von beurlaubten Soldaten, den Reichen und Glücklichen, die sich vom Soldatenschicksal freikaufen können, die Witwen und Waisen verführen. Sie haben wenigstens etwas zu verlieren [...] Nur die Reichen bleiben zu Hause, den alle sind taub und blind, nur ihr Geldbeutel hat einen guten Blick ... wer kann, häuft Geld an; alle Armen sind an der Front.[46]

Wir werden nie erfahren, was geschehen wäre, wenn man in der österreichisch-ungarischen Armee ein demokratisches Experiment durchgeführt hätte. In der russischen Armee führte es zu einem deutlichen Anstieg der Desertionen. Anders als Ende 1916 ließ sich der Prozess nun nicht mehr aufhalten. Er verstärkte sich nämlich selbst: Die bewaffneten Deserteure marodierten im Hinterland, in den Dörfern. Die an der Front verbleibenden Bauern erfuhren, dass ihren Familien dadurch eine Gefahr drohte, vor der die schwache und unfähige Staatsmacht sie nicht schützen konnte. Darum verließen auch viele von ihnen eigenmächtig ihre Einheiten und kehren auf schnellstem Wege in die Heimat zurück. Unterwegs fielen weitere Dörfer den Plünderungen der Deserteure zum Opfer.

Die pazifistische Revolution in der russischen Armee wäre womöglich weniger heftig gewesen, wenn nicht ein zweiter Faktor zur Radikalisierung der Soldaten beigetragen hätte. Kerenski hatte mit aller Kraft versucht, sie zur Beteiligung an der Offensive zu bewegen. Die Freiwilligkeit der Teilnahme war die Grundlage der Legitimität der Operation. In diesem Punkt sollte sich die Revolutionsregierung von der zaristischen unterscheiden: Statt den Untertanen ihren Willen aufzuzwingen, realisierte sie den Willen der Bürger. Die Wirklichkeit sah freilich anders aus. Im Juni intensivierten die Militärgerichte ihre Tätigkeit und eliminierten gefährliche „Defätisten“ aus den Einheiten, was die Stimmung aber nicht verbesserte. Skeptisch waren insbesondere die Infanteristen, die wie immer die größten Verluste erleiden sollten. Aus Argumentationen wurden mitunter harte Verhandlungen, oft unter Einsatz erpresserischer Mittel. An einem Frontabschnitt

erklärten sich finnische Freiwillige unter der Bedingung zum Angriff auf die österreichisch-ungarischen Stellungen bereit, dass sie sofort nach Einnahme der dritten Verteidigungslinie des Feindes von der Leibgarde abgelöst würden. Man drohte ihnen, im Fall einer Weigerung würde die Leibgarde sie angreifen. Kaum war die Vereinbarung jedoch geschlossen, wurde sie bereits aufgekündigt. Es stellte sich nämlich heraus, dass die Leibgarde, mit der die Führung parallel verhandelt hatte, überhaupt nicht kämpfen würde.[47] General Carl Gustaf Mannerheim, der schon bald zum finnischen Nationalhelden werden sollte, doch 1917 noch ein guter russischer Offizier war, trieb die Infanterie einfach unter der Androhung von Artilleriebeschuss in den Kampf.[48] Welcher Kampfeswille herrschte wohl in Einheiten, die auf diese Weise zur Teilnahme an der Offensive gezwungen wurden? Sicher keine uneingeschränkte, wie das Beispiel der 159. Infanteriedivision zeigt, die nach einigen Tagen ihren Vorgesetzten mitteilte, falls sie nicht binnen einer Woche von der Front abgezogen würden, könne man „für die Konsequenzen nicht garantieren".[49]

Das Problem war nicht allein die Anwendung von Gewalt gegen die eigenen Soldaten. So verfuhren Ende Mai 1917 auch die Franzosen, die eine Revolte der Fronttruppen zu radikalen Schritten zwang. Am brutalsten verfuhr man damals mit einer an der Westfront eingesetzten russischen Division, die durch Artilleriefeuer zum Gehorsam gezwungen wurde.[50] Die Krise in der französischen Armee konnte letztlich aber durch Verhandlungen überwunden werden. Die Bereitschaft zur Anwendung von Zwangsmaßnahmen in Kombination mit Gesprächsbereitschaft kennzeichnete eine entschlossene, selbstsichere Regierung. In Russland wurde die Androhung von Gewalt bald illusorisch, beide Seiten hielten sich nicht an geschlossene Vereinbarungen. Auf diese Weise kam zu den Krisen, die ohnehin schon die Armee erschütterten, eine weitere hinzu: eine Vertrauenskrise.

Einstige Freunde, neue Feinde

Im Hinblick auf die Region, die uns am meisten interessiert, hatte die Kerenski-Offensive eine doppelte Bedeutung. Erstens eröffnete sie vor allem in der Ukraine eine Phase chaotischer Auseinandersetzungen um die Macht, indem letztlich jeder gegen jeden kämpfte – auf dieses Thema werden wir noch mehrfach zurückkommen. Zweitens beschleunigten Vorbereitung und Durchführung der Operation die Ethnisierung der kämpfenden Armeen. Vor 1917 sorgte die russische Führung meist dafür, dass in den meisten Einheiten der Armee ethnische Russen die Mehrheit stellten (wobei man auch Ukrainer und Weißrussen ein-

rechnete). Eine Ausnahme bildeten ethnisch definierte Einheiten: litauische Schützen, armenische Partisanen, finnische Freiwillige, das jugoslawische Korps, polnische Einheiten oder auch die Tschechoslowakische Legion. Unter der Führung des Ministers Kerenski erfasste die Ethnisierung die gesamte Armee. In der Praxis beruhte sie auf der Versetzung von Offizieren und Soldaten in Korps, die sich mehrheitlich aus Angehörigen einer Nationalität zusammensetzten. Wie im Fall des Demokratisierungsbefehls spielte auch hier der Druck von unten eine entscheidende Rolle.

In Hinsicht auf die Dynamik und die Bedeutung für die Zukunft des Staates erwies sich die Haltung der Soldaten ukrainischer Nationalität als die wichtigste. Der nach der Februarrevolution in Kiew gegründete Ukrainische Zentralrat forderte fast von Beginn seines Bestehens an hartnäckig die Gründung einer ukrainischen Nationalarmee. Das Aufkommen einer solchen Forderung wäre an sich keine besondere Gefahr für die Provisorische Regierung gewesen. Sie wurde allerdings von zunehmend heftigen Bewegungen an der Basis begleitet. In Garnisonen, in denen viele Ukrainer stationiert waren, formten sich – in Anknüpfung an die kosakische Tradition – nationale „hromadas" (Haufen) und „kosche" (Lager). Die Entwicklung war nicht auf die ukrainischen Gebiete, ja nicht einmal auf Europa beschränkt. Eine der zahlenmäßig stärksten „hromadas" formierte sich in Wladiwostok. In Kiew und anderen größeren Städten der Ukraine entstanden „kosakische" Freiwilligeneinheiten. Die Entscheidung der Provisorischen Regierung zur Gründung einer polnischen Division (hauptsächlich aus Soldaten der Puławski-Legion) wirkte wie ein Katalysator. Die Rekrutierungsbasis für diese Einheit bildeten Gebiete, die auch die ukrainische Nationalbewegung für sich beanspruchte; in Kiew beklagte man sich (eher grundlos) darüber, dass junge Ukrainer zwangsweise der polnischen Armee zugeführt würden.

Im April entstand in Kiew mit dem Bohdan-Chmelnyzkyj-Regiment die bis dahin zahlenmäßig stärkste Freiwilligeneinheit. Die freiwillige Truppenaufstockung kurz vor der großen Offensive hätte die russische Führung freuen können, wenn nicht diese „Freiwilligen" ohnehin bereits im Wehrdienst gestanden hätten. In den Augen der Kommandierenden der regulären Armee handelte es sich schlicht um Deserteure, die sich – statt neue Einheiten zu gründen – unverzüglich in ihren ursprünglichen Regimentern hätten einfinden sollen. Doch die russischen Offiziere hatten die Lage immer seltener im Griff. Anfang Mai 1917 fand in Kiew der erste ukrainische Militärkongress statt; in den folgenden Monaten gab es zwei weitere Treffen. Der von der Provisorischen Regierung eingesetzte Kom-

mandant des Kiewer Militärbezirks Konstantin Oberutschew nahm an dem Maikongress teil. Was er dort erlebte, machte ihm keine Hoffnung auf den Fortbestand der multiethnischen Armee. Einer der Delegierten war als Zaporoger Kosake verkleidet, trug zugleich aber russische Kapitäns-Epauletten. Oberutschew fragte ihn, welcher Einheit er angehöre. Er antwortete, er sei Offizier der ukrainischen Armee. „Aber es gibt doch gar keine ukrainische Armee", widersprach Oberutschew. Daraufhin erwiderte Wasyl Pawlenko, ein anderer Delegierter: „Ihr werdet sehen, eine solche Armee wird entstehen und die ganze Ukraine umfassen. Sie existiert schon, nur ihr könnt sie noch nicht erblicken." Während des nächsten Kongresses der ukrainischen Soldaten sprachen die Delegierten bereits offen davon, die „Iwans" aus dem Vaterland zu vertreiben.[51]

Die Hoffnung, angesichts der immer weiter gehenden Forderungen der Nationalitäten des einstigen Imperiums die Armee durch Zugeständnisse in einem schlagkräftigen Zustand halten zu können, verflüchtigte sich bald. Während alle anderen Ziele der Kerenski-Offensive verfehlt wurden, war die Ethnisierung der russischen Armee dauerhaft. Ab 1917 betrachteten sie die in Ostmitteleuropa erscheinenden politischen Bewegungen nicht mehr als eigenständige Kraft, sondern als Reservoir von Rekruten für die eigenen nationalen Streitkräfte.

Auch kurzfristig trug das Verhalten der russischen Soldaten im Sommer 1917 wesentlich zur Konsolidierung der Verbündeten bei. Dort, wo nicht nur Russen kämpften, stieß ihre frisch eingeführte Militärdemokratie auf eine völlig andere Kriegskultur. Mindestens an zwei wichtigen Frontabschnitten führte das Versagen der Russen auch zur Entstehung nationaler Mythen, die an die Kostiuchnówka-Erzählung der polnischen Legionäre erinnern.

Einer dieser Abschnitte war die rumänische Front. Schon während der Vorbereitungen zur Offensive verblüffte der neue Stil der Kriegsführung die rumänischen Verbindungsoffiziere. Einer von ihnen, Oberleutnant Mavrocordat, meldete seinen Vorgesetzten, dass russische XLVII. Korps entsende

> [...] fast täglich Soldaten zur 40. Infanteriedivision – mit der Forderung, sie solle sich nicht an der Offensive beteiligen. Sollte die Division sich entscheiden, am Angriff teilzunehmen, erhalten die Soldaten des XLVII. Korps den Befehl, auf die Soldaten der 40. Division zu schießen.[52]

Die Nachricht vom Scheitern der Offensive in Galizien steigerte die Kampflust nicht. Einige russische Einheiten stimmten nicht nur über die Teilnahme an Operationen ab, sondern sogar über einzelne Manöver. Rumänische Offiziere berichteten von Russen, die sich selbst in die Hand schossen oder sich in Scharen erga-

Bei der Modernisierung der rumänischen Armee blieb die Marschmusik außen vor.

ben. Es gab jedoch auch Einheiten, die tapfer kämpften. Philippe Berthelot fasst das Chaos treffend zusammen: „Die Russen sind instabil. Einmal gehen sie entschlossen zum Gegenangriff über, ein andermal ziehen sich dieselben Einheiten unter Beschuss zurück."[53]

Der russische Verbündete wurde somit genau in dem Moment unzuverlässig, als Rumänien die blutigsten und zugleich erfolgreichsten Kämpfe des gesamten Kriegs bestritt. In den drei großen Schlachten des Rumänienfeldzugs bei Măraşti, Mărăşeşti und Oituz wurde der Nationalstolz wiederhergestellt, der während des vorangegangenen Feldzugs stark gelitten hatte. Die noch vor Kurzem chaotische und erfolglose Armee bewährte sich nun selbst in Artilleriegefechten („Selbst vor Verdun habe ich kein so entsetzliches Artilleriefeuer gesehen"[54], notierte ein Bayer aus der 12. Infanteriedivision). In der Luftwaffe besaßen die Rumänen dank französischer Ausrüstung sogar ein Übergewicht. Wichtiger für die Moral der Soldaten und die Gesellschaft des Landes, das größtenteils unter feindlicher Besatzung stand, war aber die unmittelbare Erfahrung der Kämpfe, in denen der General und spätere Ministerpräsident Alexandru Averescu hartnäckig alle Fehler der ersten Feldzüge des Ersten Weltkriegs wiederholte. Die rumänische Infanterie griff in Wellen an, bis sie völlig erschöpft war. In ebenso hel-

Die rumänische Armee hatte lange mit Ausstattungsmängeln zu kämpfen. Weil Stacheldraht fehlte, nutzte man angespitzte Äste zur Errichtung von Feldbefestigungen.

denhaften wie schlecht vorbereiteten Bajonettangriffen auf die befestigten Stellungen des Feindes verloren manche rumänischen Einheiten mehr als 80 Prozent ihrer Soldaten. Und doch wurden selbst sinnlose Befehle ausgeführt. Nach Einschätzung der österreichisch-ungarischen Aufklärung zeichnete sich die neue rumänische Armee

> [...] im Angriff durch Energie und Todesverachtung aus. Ermuntert durch die intensive patriotische rumänische Propaganda, ziehen die Menschen ohne Widerstand in den Kampf [...]. Die jungen Offiziere verfügen über eine seriöse militärische Ausbildung, sie sind flexibel, treten würdevoll auf und lassen im Gespräch flammenden Patriotismus, Pflichtgefühl, Begeisterung und Selbstgewissheit erkennen.[55]

Die praktischen Auswirkungen der rumänischen Erfolge rechtfertigten die euphorische Stimmung der Offizierskader keineswegs. Der rumänischen Armee gelang es gerade einmal, die völlige Niederlage zu vermeiden und ein Stück des Staatsterritoriums zu halten, während in der Hauptstadt der Feind schaltete und waltete. Im Herbst 1917 flauten die Kämpfe ab, an ihre Stelle traten verstärkte Propagandaaktionen. Anfangs dominierten die Deutschen, die rumänische Zei-

Diskussion mit französischen Militärberatern.

General Grigorescu erhielt für Mărăşeşti den Orden der Ehrenlegion …

tungen aus dem besetzten Bukarest auf die andere Seite der Front lieferten. Die Lektüre von Gazetă Bucureştilor oder Săptămână Illustrată sollte die Soldaten davon überzeugen, dass hinter den deutschen Linien das Leben seinen normalen, ruhigen Gang gehe. Die Presse veröffentlichte Fotos und Aussagen von Deserteuren, die mit ihrer Entscheidung zufrieden waren. Auch Flugblätter, die Überläufern die freie Rückkehr in ihre Heimatorte in Aussicht stellten, ermunterten zur Desertion. Die Rumänen reagierten mit der Herausgabe der deutschsprachigen Feldzeitung Kriegswoche, die über Niederlagen der Mittelmächte und über Hungerunruhen in Berlin und anderen deutschen Städten berichteten. Beide Aktionen wurden in dem Moment obsolet, in dem die Oktoberrevolution die russische Armee quasi komplett lahmlegte.

Die psychologische und politische Bedeutung des Rumänien-Feldzugs von 1917 wurde erst nach einer gewissen Zeit sichtbar. An seinem Ende waren die Aussichten für die Anhänger der Entente alles andere als gut. Das Land, das spät in den Krieg eingetreten war, dann in Rekordgeschwindigkeit eine demütigende Niederlage erlitten hatte und nur dank seines mächtigen Verbündeten Reste seines Territoriums halten konnte, durfte eher nicht auf Dankbarkeit seitens der

... während seine Untergebenen sich mit weniger prestigeträchtigen rumänischen Auszeichnungen zufrieden geben mussten.

Rumänische Bauern beim Hora–Tanz mit deutschen Soldaten, 1917.

Bündnispartner hoffen. Von der rumänischen Armee indes konnte man mit Fug und Recht sagen, dass sie faktisch zum Zusammenbruch der russischen Front beitrug, indem sie wesentliche Kräfte von dort abzog. Nach diesem Bärendienst am Verbündeten war Rumänien zu weiteren Kämpfen nicht mehr in der Lage. Das Land war kein aktiver Bündnispartner Frankreichs und Großbritanniens mehr. In dieser Situation lieferte der Heldenmut der rumänischen Soldaten bei Măraşti, Mărăşeşti und Oituz für die Westmächte ein gewichtiges (und für die Propaganda ergiebiges) Argument dafür, den gedemütigten Partner nicht ganz fallen zu lassen. Einer Armee, die derartige Tapferkeit bewies, konnte man nach Ansicht der französischen und britischen Strategen in künftigen Kämpfen vertrauen.

Von großer Bedeutung für das Selbstbewusstsein der rumänischen Politiker, die sich – wie etwa der Historiker Nicolae Iorga – nie mit der Niederlage abgefunden hatten, war neben dem Heroismus des rumänischen Soldaten auch der Kontext, der seinen Wert noch unterstrich. Diesen Kontext bildeten die Russen. Den rumänischen Beobachtern waren die pazifistischen Parolen der 1.-Mai-Demonstration 1917 in Jassy nicht entgangen. Im Zug waren mehr russische Militärmäntel zu sehen gewesen als Zivilkleidung; Schätzungen zufolge hatten 15 000 Soldaten teilgenommen.[56] Rumänische Berichte über den Feldzug von 1917 betonten, ähnlich wie vergleichbare deutsche oder österreichisch-ungarische Texte, immer wieder die offensichtliche Überlegenheit der rumänischen Armee. Die prakti-

Rumänische Kriegsgefangene in den Straßen von Bukarest.

schen Folgen dieses diskursiven Manövers zeigten sich rasch. Im November 1917 veröffentlichten die Bolschewiki ihr Dekret über den Frieden. Der Oberbefehlshaber der russischen Truppen in Rumänien, General Dymitr Schtscherbatschew, verweigerte Lenin die Gefolgschaft und unterstellte sich der ukrainischen Regierung. Seine Soldaten interessierte das nicht mehr. Um ein Ende der Kämpfe zu erzwingen, begannen sie etwas, was man als Streik bezeichnen könnte. Die machtlose Führung musste einen Waffenstillstand mit den Deutschen aushandeln. Die auf sich selbst gestellten Rumänen mussten ebenfalls Verhandlungen mit den Deutschen aufnehmen. Der Präliminarfrieden wurde im März 1918 geschlossen, im Mai erfolgte der feierliche Friedensschluss mit dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei.

Unterdessen bereiteten sich die Russen auf die Evakuierung vor. Deren Verlauf und die unmittelbar anschließenden Ereignisse illustrieren anschaulich das Tempo des Übergangs vom Krieg der Imperien zum Krieg der Nationen. Bis zum November kämpften Rumänen und Russen, wenn auch nicht ohne Probleme, Seite an Seite gegen den gemeinsamen Feind. In der zweiten Januarhälfte 1918 schlugen die einstigen Verbündeten bereits einige kleinere Schlachten gegeneinander, deren Anlass meist Missverständnisse während der Evakuierung waren. In der Gegend um Galați kämpften die 9. und 10. Infanteriedivision des IV. Sibirischen Korps zwei Tage lang mit rumänischen Einheiten; das Gefecht endete erst, als die rumänische Donauflottille die Russen unter Beschuss nahm und die Infan-